

Sozialdemokrat

Zentralorgan d. Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei i. d. Tschechoslowakischen Republik.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

Druckerei u. Verwaltung: Drag II, Stefanska 15 • Erlaub. : 26705, 31469, Raubersb. (ab 21.11.12) : 33556 • Distributionsamt : 57344

12. Jahrgang.

Sonntag, 27. März 1932

Nr. 75.

Vierter Bundestag des deutschen Arbeitersängerbundes in der Tschechoslowakei.

Bodenbach, 26. März. (Eigenbericht.) Im festlich geschmückten Saale der Volkshalle in Bodenbach begann heute der vierte ordentliche Bundestag des deutschen Arbeitersängerbundes in der Tschechoslowakei. Eingeleitet wurde diese für die Kulturbewegung der deutschen Arbeiterschaft dieses Staates bedeutungsvolle Tagung mit dem prachtvoll vorgetragenen, von Genossen Klum dirigierten, immer wirkungsvollen Männerchor „Märzluft“ von Angerer, gesungen von den Bodenbacher Arbeitersängern.

Dann begrüßte der Vorsitzende Genosse **Wondrejz** den Bundestag, wobei er den Sängern für den herrlichen Gruß Worte des Dankes widmete.

Der vierte Bundestag steht unter einem ungünstigen Stern. Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit lasten schwer auf der Arbeiterklasse. Das sind keine günstigen Voraussetzungen für die Kulturbewegungen der Arbeiterschaft. Dennoch übertrugen wir das Haupt hoch und gerade in dieser Zeit ist es mehr denn je notwendig, uns in tiefer Zusammengehörigkeit, um die kommenden Kämpfe reich zu befähigen.

Genosse **Wondrejz** widmete sodann dem verdienstvollen Wirken des bisherigen Verbandsohrmannes **Hilll**, der resigniert hat, herzliche Worte des Dankes. In eindrucksvollen Worten gedachte er der verstorbenen Bundesmitglieder. Es sind deren 33 Männer und 12 Frauen; darunter befinden sich Genossen, die Jahrzehntlang in der Arbeitersängerbewegung tätig waren, die Genossen **Lamischka** aus Pilsen, **Kiesch** aus Prag und andere. In schweren Worten gedachte er auch des vor einigen Tagen verstorbenen Genossen **Kärl**, der an der Organisierung des vorjährigen Arbeitersänger-Bundestages hervorragenden Anteil hatte. Er gedachte auch der zahlreichen Todesopfer, die die Arbeiter im Berufsleben gebracht haben, und nicht zuletzt widmete er auch jenen Arbeitern Gedenkworte, die durch die Staatsgewalt den Tod fanden.

Dann begrüßte er die Vertreter der befreundeten Organisationen, insbesondere den Genossen **Schfel** aus Berlin als Vertreter der Arbeitersänger-Internationale und des deutschen Arbeitersängerbundes, den Genossen **Rögler** als Vertreter des Parteivorstandes und der Kreisorganisation **Kuffa** aus Bodenbach, **Wardorf**, sowie die Vertreter der Jugendlichen, der Altersfreunde, des Gewerkschaftsbundes, der Naturfreunde, der Turner und der Presse, wies den Genossen **Frankel** aus Wien für die spterreichenden Arbeitersänger.

Begrüßungsschreiben hatten geschickt die Arbeitersänger Prag, die ungarländischen und die tschechischen Arbeitersänger sowie die Zentralstelle für das Bildungswesen in Prag.

Nach Genehmigung der Geschäftsordnung und den übrigen Formalitäten begrüßte den Bundestag Genosse **Schfel** aus Berlin.

Er bezeichnete den deutschen Arbeitersängerbund in der Tschechoslowakei als einen Epistelen der Sängerkongressen, weil von ihm der Anstoß zur Gründung der Sängerkongressen erging. Er übertrug zugleich die Grüße des deutschen Arbeitersängerbundes. In längeren Ausführungen verwies er auf die Bedeutung des Arbeitersängerbundes für die Kulturbewegungen der Arbeiterklasse und schloß mit einem Worte Goethes: „Dieser ist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein.“ Wir haben darauf zu sorgen, daß dieses Wort auf alle unsere Funktionäre zutrifft. Auch die Verhand-

lungen des Verbandstages mögen im Zeichen des Kampfes und damit des Erfolges stehen!

Genosse **Klinger** begrüßte dann den Bundestag im Namen der Gewerkschaften und hob hervor, wie sehr die Gewerkschaftsbewegung mit der Arbeitersängerbewegung verbunden ist. Auch er wünscht dem Verbandstag und seinen Beratungen den besten Erfolg.

Namens des Parteivorstandes führte Gen. **Rögler** u. a. folgendes aus:

Es ist für mich eine angenehme Pflicht, dem Bundestag für die ergangene Einladung herzlich zu danken. Die deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei, der sich anschließt die Arbeiterfreunde, der Abstinenzbund und die Naturfreunde, die maßgebende Repräsentanten der deutschen Arbeiterklasse in diesem Staat. Wir wissen, es handelt sich nicht nur um die größte Arbeiterpartei, es handelt sich um die größte Partei des deutschen Volkes in diesem Staat überhaupt, um die Arbeiterpartei, die die Aufgabe hat, in diesen schweren Zeiten der Not und Krise den arbeitenden Menschen — und nicht nur diesen, auch jenen, die aus dem Arbeitsprozeß durch die Schuld eines unfähigen Systems ausgeschlossen sind — jenen Schutz zu geben, den sie benötigen. Wenn die Partei nicht wüßte, daß die überwältigende Mehrheit der politisch denkenden Arbeiter, die Gewerkschaften, die Kulturorganisationen, aber auch — und nicht zuletzt — die Arbeitersängerbewegung hinter ihr stehen würde, könnte sie diese Aufgabe nicht erfüllen.

Mit den Arbeitersängern fühlt sich die Partei besonders freundschaftlich verbunden. Der Arbeitersänger ist schon traditionell zum Erwecker der Arbeiterklasse geworden. Der rechte Arbeitersänger ist nicht mehr fortzubedenken aus dem Klassenkampf und in diesem Sinne ist nicht nur die Loslösung vom Bürgertum als ein großer Fortschritt zu betrachten, sondern auch die Geschäfte des Bundestages 1929, welcher die Anlehnung des Arbeitersängerbundes an die Partei und die Gewerkschaften vollzogen hat. Mehr als je gehört heute der Arbeitersänger zur Sozialdemokratie. Mit besonderer Freude denke ich an die große Bedeutung von Partei und Arbeitersänger in den letzten Jahren. Der Reichsarbeiterkongress in Karlsbad und das Arbeitersänger-Bundestreffen in Bodenbach haben den Beweis für innige Verbundenheit der ganzen Öffentlichkeit manifestiert. Die Partei steht hinter den Arbeitersängern, die Arbeitersänger stehen hinter der Partei. Warum das so ist, sagte der prengische Kultusminister **Grimmer** im vorigen Jahre in einer Ansprache an die deutschen Arbeitersänger:

Wir feiern darum heute den Gesang als eine Macht, die über die Kraft des rationalen Wortes hinaus den ganzen Menschen angreift, und wir sehen so die Arbeitersängerbewegung als einen Strom inmitten der allgemeinen Arbeiterbewegung, weil viel mehr als durch die Nüchternheit und Härte der Begriffe, viel mehr als durch Programme und noch so klare Worte im Gesang das Solidaritätsgefühl der Menschen und damit der eigentliche und der letzte Sinn sozialistischer Erlebens zur Offenbarung kommt.“

Es folgten dann die Berichte der Vorstandsmitglieder, über die wir noch berichten werden. Auch die Begrüßungsansprache des Genossen **Frankel** aus Wien werden wir noch nachtragen.

Am Katafall sprach dann Minister Genosse **Bechne**.

Genosse **Laub** verdolmetschte dann namens der deutschen Sozialdemokratie den Dank für die unermüdete Arbeit, die **Habrmann** für sein Volk leistete. In tschechischer Sprache forisierend, bemerkte Genosse **Laub**, daß **Habrmann** ein hervorragender Sohn seiner Nation und der Arbeiterklasse war. Die Arbeit für diese Schichten war sein Lebenswerk. Mit ihm scheidet eine der bedeutendsten Gestalten der Arbeiterbewegung dahin.

Mit dem Lied der Arbeit fand die Trauerfeier ihren Abschluß. Es formierte sich dann der Leichenzug, dem auf dem Wege zum Krematorium eine unübersehbare Menschenmenge Spalier bildete. Im Krematorium nahm von dem Toten Genosse **Bojza** und für die Wiener tschechische Arbeiterschaft **Saprousek** Abschied.

Habrmanns Leidenbegängnis in Pilsen.

Pilsen, 26. März. Heute wurde hier Senator Genosse **Gustav Habrmann** zu Grabe getragen. Den ganzen Vormittag über defilieren Tausende an dem im Vereinshaus „Kello“ inmitten eines Blumenbains aufgestellten Sarg vorbei. An der Trauerfeier, die um 3 Uhr nachmittags begann, nahmen außer der Familie des Dahingewesenen die Minister **Bechne**, **Dr. Dörner** und **Dr. Rejzner**, Senatspräsident **Dr. Soukup**, die Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses **Stibin** und **Laub**, zahlreiche Parlamentarier sowie Vertreter der staatlichen Behörden und öffentlichen Korporationen aus ganz Westböhmen teil. Nach einem Chor der Arbeitersänger verabschiedete sich der Bürgermeister von Pilsen Genosse **Bil** namens der westböhmisches Arbeiterschaft und der Bevölkerung Pilsens von dem Toten.

„Denn sie sind selber auferstanden“

Wann wird sie erklingen, die faustische Osterbotschaft, die sich am Ende dieser Goethewoche dem Betrachter aufdrängt? Wann werden die Menschen in weiterem Sinne, als es die Worte des Doktor Faust meinen, selber auferstehen und ihrer Welt den Frieden und die Erlösung geben, die sie seit Jahrtausenden, aber kaum jemals so sehr wie jetzt, entbehren muß?

Friedlos ist die kapitalistische Welt nicht nur, weil sie von Waffen starrt und der Produktion von Mordinstrumenten kaum die zwei Minuten Ruhe gönnt, die sie alljährlich dem „Esterfrieden“ einräumt, einer der übelsten Augenaußwüchse, durch die sich die Nachkriegswelt von der ehelichen Vorkriegswelt unterscheidet. Friedlos ist die kapitalistische Welt, weil sie die Menschen nicht nur mit Waffen, sondern auch durch den Hunger tötet, weil sie Millionen aus ihren Arbeitsstätten jagt und von Ort zu Ort, von Land zu Land heist, ohne ihnen irgendwo mehr geben zu können als Polizeivillkür und bläue Bohnen. In dieser Wirtschaftsordnung gibt es keine „sicheren Existenzen“, kein „friedliches Heim“ mehr und es mag für die Hungernden die einzige Gemütung sein zu wissen, daß die Wirtschaftsführer und Kugler der Welt das Chaos, das sie vor wenigen Jahren noch als sinnvoll, gottgewollt und als den Ursprung wahren Wohlstandes priesen, nun selbst bedrängt sehen, fründlich gewarnt, daß es sie und ihren Raub verhängen könnte. Über die Millionen Arbeitslosen werden von dem Bewußtsein, daß nun auch unter den Palästen der Besitzenden der Boden zittert, nicht satt, wie sie gegen den Nordwahnsinn der Kriege nicht geschützt sind durch die Gefahr, die ein kontinentaler Völkermord auch denen bringen könnte, die ihn anzetteln. Und es bleibt in diesen Ostertagen, da ein fruchtbarer und wie durch ein Wunder noch ohne gewaltige Erschütterungen verlaufener Winter hinter uns liegt, vor uns aber ein trostloser, durch keinen Silberstreifen der Hoffnung bestrahlter Sommer, doch vor allem die Gewißheit und das Bewußtsein der Friedlosigkeit unserer untergehenden Welt.

In der größten Krise, von der die kapitalistische Wirtschaft bisher erfaßt worden ist, gibt es nun keine einzige Insel des Wohlstandes mehr. Frankreich, das letzte europäische Land, das die Krise nicht spürte, sieht seit Monaten mitten im Wirbel der Wirtschaftskatastrophe und während die anderen nach von den Goldschätzen der Bank von Frankreich Rettung und Belebung ihrer Wirtschaft erwarten, wächst das Defizit im französischen Staatshaushalt zu Milliardenbeträgen an. Die dauernde Verschärfung der Krise in Frankreich bedeutet vor allem für die kreditbedürftigen und teils schon bankrotten, teils vom Bankrott bedrohten Staaten des östlichen Europa das Ende aller Hoffnungen. Der Lösung, zu der Frankreich nun drängt, der Selbsthilfe der mittel- und osteuropäischen Staaten durch die Wiederherstellung des alten Wirtschaftsraumes, stehen aber politische und ökonomische Hindernisse mannigfacher Art entgegen. Es war leicht, das historisch Gewordene zu zerbrechen und auf der Karte neue Grenzen zu ziehen, in Versailles Souveränitäten aus der Retorte erziehen zu lassen; aus dem Trümmerfeld aber wieder fruchtbares Land zu machen, Zerstückenes von neuem zu binden, das ist eben doch schwerer als das barbarische Aufsteilen Europas, aus dem sich die neunmalgeschickten Herren 1919 in Paris einen Spaß gemacht haben! Und es war leicht, dem besiegten Deutschland in ein paar hundert Paragraphen zu diktiert, was dem und jenem einfiel, brutale und dümmste Rachegefühle oder Launen irgendeines der Liliputaner zu befriedigen, die sich in Versailles an die Köpfe der „Großen Drei“ und der „Großen

Fünf“ klammerten, denen verblendete Nationen es überlassen hatten, zwischen Dinner und Lunch, wenns eilig war auch zwischen Wodka und Zigarre, die Richter und Verteiler der Erde zu spielen. Aber es ist heute schwer, den Unfug und die Gewalt wieder gutzumachen, ohne der eigenen Eitelkeit wehe zu tun und den Widerstand all derer heraufzubeschwören, die man damals entfesselt und mit Peute reich bedacht hat. Auf der anderen Seite aber drängt die Zeit, die tiefe Wunde, die man dem europäischen Reich der Mitte gerissen hat und aus der nun ganz Europa blutet, endlich zu heilen. Donauföderation, Lösung der Reparations- und Schuldenfrage, in weiterer Sicht Revision von Versailles, das sind die großen Probleme, die für die nächste Zukunft vor uns ausgeföhrt sind. Sie sind aufs innigste verbunden mit der Frage der Abrüstung, die in Genf zur Diskussion, aber auch nur zu ihr, steht. Mehr als Worte hat die Abrüstungskonferenz bisher nicht gebracht und ein Berg von Papier wird vielleicht das einzige Ergebnis ihrer Arbeit sein. Ob er den Völkern eine Schanze gegen die Brand- und Gasgranaten sein kann, die eines Tages wie jetzt in Asien mitten im „Frieden“ auf uns niedergehen werden, das ist eine Frage, die sich die zum Rarren Gehaltene endlich einmal vorlegen sollten.

Aber das ist ja das traurigste Zeichen der Zeit: daß sie die Menschen nicht zum Bewußtsein ihrer Not und der notwendigen Revolution des Bestehenden erweckt, sondern sie verblendet und zu Totengräbern ihrer selbst macht. Die Hunderttausende, die durch die Krise zu Proleten werden und wertvolle Mitkämpfer um eine bessere Ordnung sein könnten, werden vielmehr zu Soldnern des Kapitals, das ihnen keine Arbeit mehr schaffen, sie aber in Uniformen fieden und gegen die Sozialisten bewaffnen kann. Der Krieg, der den Untergang vollenden muß, erscheint ihnen als Erlösung und neuer Aufstieg; der Sozialismus, der allein das Chaos durch Planwirtschaft und Völkerverständigung meistern könnte, lebt in ihren Köpfen als der Erzeind und von den Verderbern lassen sie sich fressen und gängein, als wären es die Erlöser.

So steht die Arbeiterklasse, da sich nun die Lebensunfähigkeit des kapitalistischen Systems zeigt und die Voraussetzungen des Marxismus mit einer geradezu beängstigenden Präzision in Erfüllung gehen, vereinsamt wie seit Jahrzehnten nicht, umbrandet von den Wogen der Gegenrevolution, zu der sich die herrschende Klasse im Gefühl, daß es um letzte Entscheidungen geht, aufgerafft und zu der sie den ganzen Heerban der deklassierten, faszierten Kleinbürger aufgeboten hat. Diesen Kampf, wie immer er sich wende, ob unmittelbar zu Bürgerkrieg und Völkermord, oder auf dem Umwege einer spärlichen und kurzen Konjunktur zu einem langamen Ringen um die Geister, müssen wir durchstehen, wenn wir die Sache des Sozialismus zum Siege führen und ein Menschheits-Ostern, eine Auferstehung der Leidenden und Geknechteten erkämpfen wollen.

Ehe der Ostermorgen einer neuen Zeit andrückt, müssen die Glocken erklingen, es weit ins Land rufen, daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, die Zeit, aufzusteigen wider die drückenden Gewölke und den Spul des Winters. Soweit unser Wort dringt, soweit klingt die Öterglocke der Befreiung, die frohe Botschaft einer neuen Zeit. Lassen wir sie mächtig erschallen, daß sie durch die Gewölbe dringe zu den Bergweifeinden und Irreführten, den Unmachten und Zuhenden, die heute wider uns und damit wider sich selbst streiten. Wenn sie er-machen aus dem gefährlichen Wahn, wenn ihnen wie im Goetheschen Gleichnis dem verzweifelnden Faust die Botschaft offenbar wird

und sie den Sinn erfassen: „Was juchet ihr, mächtig und gelind, ihr Himmelstöne, mich am Staube!“ dann wird die Zeit reif werden, daß die Menschheit aufstehe und, ist sie auferstanden und ans Licht

gebracht, dann wird es nicht weit sein zum Jubelruf aller in einer neuen befriedeten Welt:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Ostermorgen — Ostersonnen.

Von Paul Löbe, Präsident des Reichstages.

„Wir kommen wir über diesen Winter hinweg“ — das war die bange Frage, die sich Staatsmänner, Arbeiterführer, Politiker, Wirtschaftler vorlegten, die jeden Nachdenklichen im Lande beschäftigten, als im Herbst die Zahl der Arbeitslosen in nie gekannte Höhen emporkletterte, die Zusammenbrüche aller Unternehmungen nicht aufhören wollten, ungezählte Mittelstandsklassen in den Strudel mit hineingezogen wurden. Jetzt ist es Ostern geworden, wir sind durch den Winter gekommen ohne erhebliche Störungen der öffentlichen Ordnung, ohne die befürchteten Katastrophen von links, die ja auch die Lage nur verschlimmert hätten, ohne die Putschgefahr von rechts, mit denen legale Weltverbesserer immer wieder liebäugeln — ja, der Winter hat sogar mit einem drastischen Erfolg für die Vertreter der Vernunft abgeschlossen, so daß alle Abenteuer vorübergehend die Balance verloren.

Doch der Erfolg vom 13. März soll uns über Ostern nicht in Sicherheit wiegen und zu keiner Selbsttäuschung verleiten. Zwar ist der Winter überstanden worden — aber unter welchen Opfern und Entbehrungen für weite Schichten unseres Volkes! Stann der in Arbeit Befindliche, der mit gesichertem Einkommen Besorgene sich überhaupt ein Bild machen von der täglich sich wiederholenden Trostlosigkeit jener, die aus dem Erwerbstopf herausgeschleudert ihr Dasein als überflüssig empfinden und auch in den Osterferien kaum eine neue Hoffnung hegen dürfen? Von der Jugend, die ohne Lebensziel herantreibt, trübselig vegetiert vor sich hin und doch den Drang zur Arbeit, zum Erfolg, zum Aufstieg in sich fühlt? Nein, dieses „Durchkommen“ durch den Winter war ein bitterer Notbehelf, der keine Befriedigung zurückläßt, auch wenn die bereitwillige Hilfe anderer Volkskreise die Bedrängten vor direktem Hunger bewahrte.

Der Frühling aber stellt Staat und Gesellschaft in unserer Zeit vor das gleiche Problem wie der Herbst. Man könnte die Fragestellung ohne Übertreibung wiederholen: „Wie kommen wir durch den Sommer?“ Denn bei aller Erleichterung, die der Sommer in bezug auf Wärme, Heizung, Licht, Kleidung bringt — die Erwerbslosigkeit ist nicht nur eine saisonmäßige, nicht einmal eine konjunkturelle, sie ist, wie wir alle wissen, eine strukturelle. Gewiß werden wir eine saisonmäßige Erholung bekommen, die jedes Jahr eintritt, aber auch diese schon im bescheidenen Maße — siehe den Baymarkt — aber von einer Aufschwung der Konjunktur ist noch immer nichts zu merken und einschneidende Maßnahmen zur Überwindung der Folgen der Strukturveränderungen unserer Wirtschaft sind noch nirgend im großen Umfang gemacht. Weder eine allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit auf vierzig Stunden in der Woche, noch eine umfangreiche Anwendung des Krümper-Systems, noch die massenhafte Ausfindelung städtischer Arbeiter aufs Land. Überall nur zaghafte, unvollkommene Ansätze, nirgend ein kräftiger Aufstoß, der zwischen

Ostern und Pfingsten neue Hoffnung schöpfen ließe.

Wir wissen, die Wirtschaftsbelebung ist in erster Linie eine Frage der Wiederherstellung des Vertrauens im Innern und von außen. Ohne gegenseitige Hilfe der Völker ist aus dem Verfall der mitteleuropäischen Wirtschaft nicht herauszukommen und diese Hilfe wird nicht gewährt, solange man mit Unruhen, Zusammenstößen, mit Putschen oder mit der Nachkriegspropaganda rechnen muß, die das Oberste zu unterst lehnen und dann einen Trümmerhaufen zurücklassen würden. So war die Niederlage Dillers am 13. März der erste Schritt zur Konsolidierung der politischen Verhältnisse und darüber hinaus zur wirtschaftlichen Besserungsmöglichkeit. Aber nur der erste Schritt und der 10. April wird durch eine zweite Niederlage der Polenfront propheeten diesen Eindruck verstärken; geschied aber bleibt die ruhige Entwicklung erst, wenn auch der Sturm auf Preußen kräftig und entschieden abgeblasen ist.

Es ist ein Jammer, wieviel Kraft und Zeit mit diesen Auseinandersetzungen für die praktische Aufbauarbeit verloren geht. Die Beruhigung können wir durch die parlamentarische Amtserweiterung der Präsidentschaft Hindenburgs haben können. Sie ist von Nationalsozialisten und Deutschnationalen vereitelt worden. Das Volk mußte in den gefährlichen Kampf gehen werden, die Minister mühten, statt zu verwalten, im Lande umherreisen und erst die Grundlage für ihre Arbeit sichern. Dieselben Kreise, die seit dem September 1930 die fremden Kredite verschwendeten, das deutsche Kapital in die Fucht geschlagen haben, die Unternehmerjungen vermehren und die Krise verschärfen, diese Kreise haben bis über Ostern hinaus die wirtschaftliche Beruhigung immer wieder vereitelt.

Dieser Feind des Aufstieges, der Gründung der Auserhebung unserer Wirtschaft muß erst geschlagen werden, ehe das Tor ins Land der wirtschaftlichen Besserung geöffnet werden kann. Zwei Faktoren müssen dabei zusammenwirken: das Volk, die Wähler in Preußen und in anderen Ländern müssen diesen Neuen eine Abfuhr zuteil werden lassen, die Goebels Wort zur Wahrheit macht: „Zieg oder Untergang, jetzt oder nie!“ Räumlich nie, damit Deutschland endlich zur Ruhe und Arbeit kommt. Daneben aber die Staatsgewalt, indem sie Ordnung schafft gegenüber den Bürgerkriegsorganisationen, die sich jetzt wieder herauszubilden versuchen, nachdem sie eine regelrechte Kriegsmaschine aufgestellt und eingeschmiert hatten, bis ihnen nach dem Siebenmillionenwortsprung Hindenburgs das Herz in die Hosen fiel.

Solange Wirtschaft und Ausland mit der Wiederkehr von Unruhen rechnen müssen, für die eine solche Armee gedrillt ist, gibt es keine Überwindung der Krise, keine Auserhebung der Menschen aus ihrer Not und Plage, solange werden wir vergeblich Ausschau halten nach dem Gewinn der freien Völker auf freiem Grund, das zu schaffen wie in diesem Goethe-Gründerjahre so dringend Anlaß haben.

Kriegs- und Friedensaussichten.

Etwas über den Zukunftskrieg.

In Genf beraten die Vertreter der Mächte über die Möglichkeit, zur Einschränkung der Rüstungen zu gelangen. In dem widerspruchsvollen Hin und Her der Vorschläge und Argumente spiegelt sich die Unentschlossenheit des innerlich zerrissenen kapitalistischen Systems mit seinen Friedens- und seinen Kriegsinteressen. Mit Worten alle friedensbereit, sind sie doch nur allzu sehr geneigt, die Unklarheit der Sachlage, die Mißverständnisse und das Mißtrauen zu verstärken und die wirksame Friedensarbeit zu hindern. Da müssen natürlich vor allem die militärischen Fachleute gehört werden, obwohl doch ihr Interesse wahrlich nicht die Abrüstung ist. Und obwohl sie sich auskennen sollten, kommen die Vertreter gegnerischer Staaten unter ihnen zu verschiedenen Ergebnissen.

Diesen Interessenten der Aufrüstung gegenüber ist es doppelt wichtig, daß entschlossene Kriegsgegner, und zwar wenn möglich marxistisch gesinnte Kenner der Materie, die Kriegs- und die Friedensaussichten in abgerundeter, allgemein verständlicher Darstellung gegenüberhalten. Da kommt zur rechten Zeit ein Büchlein von Paul Kéri*. Das Büchlein hält viel mehr als sein Titel verspricht. Es bringt nicht bloß eine allgemeinverständliche Darstellung der Kriegstechnik: sein Originellstes und Bestes leistet es in der Kritik der kriegerischen Machtverhältnisse von heute und der Gegenkräfte des Proletariats, der Wege und Aussichten unseres Kampfes für den Frieden. Wirksam tritt es dem entartenden Bürgertum, dem nebelhaften Sozialismus und der unmöglichen Einklinkung der Kommunisten zur Kriegsfrage vom sozialdemokratischen Standpunkt her entgegen. Wir müssen uns nunmehr, um über die Fragen des Zukunftskrieges und der Abrüstung unterrichtet zu sein, nicht mehr bloß an die Bücher der Pazifisten wie Waker, Andres, Schumann, Rühlhaldt oder gar der Militaristen wie Paulsian oder Soldan wenden; Kéri, eine ungarischer, gegenwärtig in Oesterreich tätiger Genosse, kennt Theorie und Praxis des Krieges nicht minder als die des Klassenkampfes.

Kéri meint, daß die Kriegsführung der Jahre 1914 bis 1917 technisch noch der Entwicklungstufe des Manufakturzeitalters entsprach: sie war auf die Luchtigkeit großer Heere und die große Zahl der Handwaffen, Maschinengewehre und Geschütze gestellt. Auf die Höhe des Maschinenzeitalters kam sie erst, als 1918 die Tanks der Entente die hinteren Verbindungslinien und Kommandos der Deutschen überrannten und als in Amerika bereits die gasabweisenden Flugzeuge bereitstanden, deren Anwendung dann nicht mehr nötig war. Der neue Bewegungskrieg des Kapitalismus wird nicht mehr mit Kanallerie und Infanterie, sondern mit motorisierten Geschützen, mit Panzerwagen, Tank und Flugzeug geführt werden. Heute wäre der Infanterist bereits für die Schloßarbeit viel zu schwer belastet durch alles, was er mitführen müßte (und, wie der Verfasser nicht erwähnt, zu empfindlich gegen Giftgas): er müßte den Kampfwagen befehlen. Die Motorisierung aller Waffengattungen schreitet rasch voran. Diese Entwicklung bringt weiter mit sich, daß die volle Kriegsausrüstung nicht in Friedenszeiten hergestellt werden kann, denn bei der Schnelligkeit der technischen Umwälzungen sind nur die letzten Erfindungen vollwertig, die Rüstungen würden rasch ver-

alten. Die Vorbereitung zur rasend schnellen Massenerzeugung im Kriegsfall ist heute das Entscheidende, und die Herstellung dieser Bereitschaft bestimmt in hohem Maße die Wirtschaftsform der kapitalistischen Länder. In den Vereinigten Staaten und auch anderwärts wird bereits gegenwärtig die industrielle Mobilmachung in regelrechten Kriegsmanövern geübt. Geschütze und Maschinengewehre allerdings werden heute schon in Massenfabriken, da ihre technische Gestalt im wesentlichen fertig ist; anders Tanks und Flugzeuge. Die letzteren sind bestimmt, die Wirkung der weittragenden Geschütze zu ergänzen, die immerhin eine sehr breite Grenzzone beherrschen. Aber jene sind unentbehrlich für den Angriff auf die feindlichen Völker- und Industriezentren, die Großstädte. Obwohl Kéri die Zahl der Flugzeuge, die zur Vernichtung einer Großstadt ausgetoben werden müßten, viel höher einschätzt als andere Fachmänner, sieht er hier die ungeheuerlichste Gefahr des Zukunftskrieges: die Städte können einfach gegen Luftangriffe, insbesondere mit Giftgasen, nicht geschützt werden. Es wäre nötig, sie zu evakuieren, ein unmöglicher Gedanke. Und trotzdem wird der Gaskrieg nicht verboten; die dahin zielenden Beschlüsse von Washington (1922) und Genf (1925) wurden von den meisten beteiligten Staaten nicht ratifiziert und sind daher nicht gültig.

Das neue Kriegsheer hat einen wesentlich anderen Aufbau als das von 1914. Die Hauptsache liegt in einem Kern von Berufssoldaten mit starrer technischer Ausbildung, denen die Reserve auch eine nicht minder strenge militärische Gesinnung beigebracht hat. Das Reserveheer ist nur mehr zur Befestigung eroberten Gebiete nötig.

Solche kapitalistische Kriegsvorbereitung ist nur im hochkapitalistischen Wirtschaftssystem möglich. Der Zukunftskrieg wird ein Vernichtungskrieg sein; er wird so lange dauern, bis der eine Kriegführende in seiner gesellschaftlichen Organisation aufgetrieben und erschöpft ist. Ist ein kriegsführender Teil so schwach, daß man seine Erhöhung voraus berechnen kann, so hat er den Krieg schon voraus berechnen. Die Zeiten, wo wirtschaftlich rückständige Staaten kriegerisch Großmächte waren (Türkei, Rußland), sind vorüber. Auch Sowjetrußland scheidet so lange aus, als es nicht einen unergreiflich höheren Grad der Industrialisierung erreicht hat. Dort aber, wo die Kriegsvorbereitungen auf die Höhe der Zeit gebracht werden sollen, drücken sie nicht nur der Wirtschaft den Stempel auf, sondern sie zwingen immer vollständiger die ganze Bevölkerung in die Kriegsvorbereitung hinein. Frankreich, Italien und Rußland haben bereits Gesetze, welche die ganze Bevölkerung, Frauen, Kinder und Greise indogreifen, zum Kriegsdienst verpflichten, und in den anderen Staaten würden solche Gesetze zu Beginn eines Krieges ohne Zweifel geschaffen werden. In England und besonders in Amerika schreitet die vormilitärische Ausbildung in größtem Maßstab vorwärts. Reibere und höhere Schulen werden vom Staate subventioniert, um in militärischen Übungen der Jugend die Kampfsinnigkeit zu steigern. Stadfinderlöcher führen einen großen Teil der Schüler durch eine Art militärischer Ausbildung. Die Colleges (höhere Hochschulen und Universitäten mit Internat) pflegen den Kriegsgedanken. An den technischen Hochschulen werden Reserveoffiziere ausgebildet, die es im Zivilberuf zum größten Teil bleiben. Und auch die Erwachsenen noch erhalten in „Bürgerlagern“, die ihnen materielle Vorteile bieten, die Gelegenheit zu militärischer

* Paul Kéri, Gas, Tank und Flugzeug. Ernst Proger Verlag, Leipzig-Wien, 1932. 15 K.

Jan Hus / Der letzte Tag

Ein geschichtlicher Roman v. Oskar Wöhrlé

Bürgermeister und Vogt zuden die Achseln. „Wir wissen es nicht“, sagt der Vogt, „noch nicht! Doch es ist so viel Gut gestohlen, goldnes Gefliche, Parren und Münzmetall, daß es der Dieb nicht lange zu hehlen vermag. Sobald er das erste Stück verkauft, werden wir ihn haben!“
„Werden ist ein sehr entfernter Landstrich, Vogt! Solange zu warten, bis das Schiff von dort zurück ist, hat ich nicht Zeit. Höret, die Münster-glocken schlagen an! In einer Stunde soll die Sitzung beginnen. Bis dahin muß Rat geschafft sein. Mit leeren Händen kann ich nicht zu Tisch sitzen!“
„Es ist nur einer, der vielleicht Rat weiß!“
„Wer?“ fragen König und Bürgermeister einmündig.
„Goldschläger heißt er. Soll ich ihn holen?“
„Gewiß! Und sag ihm, wenn er mir binnen einer Stunde Reichsapfel und Szepter schafft, erfüllt ich ihm jeden Wunsch, aber...“
„Aber?“ fragt gedehnt der Bürgermeister.
„Geld darf's nicht sein!“ Der Vogt lacht.
„Bei meinem Mann hängt auch ein „aber“ dran, Majestät!“
„Was für ein „aber“, Vogt?“
„Er ist ein Jude!“
„Mag er zehnmal ein Jude sein, Hauptsache ist, er reißt die Christenheit aus dem Dreck!“

eines steinernen Schiffes, umflutet, umdrillt von einem Meer erdiger, andrandender Zuschauerge-sichter. Als armer, veratener Jonas kommt er sich vor. Dies Meer, er weiß es, wird nicht Ruhe geben, es ist ihn nicht heruntergerissen hat von Bord und verschlungen.

Trümen, in Gottes Haus, hat das feierliche Hochamt begonnen. Fegen des Orgelspiels schallen heraus, dunkle Röhren, die als Flügel die hellen, flatternden Schreie der Kurrendenungen tragen. Der Priester am Altar, Niklaus, Erzbischof von Gnesen, singt die Messe unserer lieben Frauen. Einer Fanfare gleich, so metallisch, schmettert seine Stimme über die Köpfe der Knienenden hin. In-brünstig bekrümmt er die Gottesmutter, diesem Konziliun durch ihre Fürbitte bei Gott die Gnade zu erwirken, das Argertum zu überwinden, das wider seine heilige Kirche aufgestanden ist.

Hus lächelt bitter. Die Kirche und ihr gesamtes Rüstzeug ist aufgehoben, die ganze weltliche Macht, um ihn, einen einzelnen, armenjungen Menschen zu zermalmen und in das Nichts zu schmei-sen. Und dieser ungeheure Apparat der Kirche und der ihr vereinigten weltlichen Macht ist sich selbst nicht fähig genug, sondern ruft auch noch Gottes Arme zu Hilfe. Die Arme eben jenes Gottes, auf den auch er sich stützt, von dem er hofft, die Gnade der Bewährung zu erhalten.

Wenn er nur beten könnte! Wie gerne hätte er dem Reihopfer beigewohnt, um sich ein letztes Mal in das Wunder der Konsekration zu ver-lenken! Aber gerade das ist ihm nicht gestattet. Wie ein ränderiger Hund muß er hier auf der Schwelle liegen bleiben. Die Mysterien des Altarsakraments dürfen nicht durch seine Gegenwart entweiht werden; er ist ja ein Leper!

Wieder lächelt Hus. Es ist das Lächeln eines Menschen, der überwunden hat. Seine große Schlacht, die der Entscheidung, ist bereits geschlagen. In düsterer Felle, in der Stille der Nacht, in Gesellschaft des Schmerzes, am Abgrund der

Verlassenheit, in Stunden ohne Trost, das Herz überfallen von Angst und Verzweiflung, im Zu-sammenbruch, den Tod vor Augen, da hat er den Kelch der Bitternis und des Leids bis zum Grunde getrunken. Da hat er seinen Frieden mit Gott gemacht und sein Herz unterworfen. Da ist ihm die Gewißheit gekommen, daß Tat und Lehre sich decken müssen; daß es nur eines gibt: sich selbst zu opfern, mit dem eigenen Ja einzustehen für seine Ueberzeugung. Was jetzt noch folgen wird, sind nur Kämpfe der Nacht, kampfshafte Versuche Satans, Blendwerke; nur, ihn sollen sie weder erschrecken noch erschüttern!

Die Münsterportale öffnen sich.
„Ate, misja est!“ Klingt langgezogen vom Altar her des Erzbischofs Stimme.

Aber niemand folgt dieser Aufforderung, ni-mand geht; trotz der beendigten Messe verläßt kein Mensch das Kirchhaus. Im Gegenteil, als Hus hingeführt wird, drängen noch Hunderte nach, so daß man meint, die quitzende Woge müsse die Domwände sprengen. Während die Wappner noch dabei sind, notdürftig Ordnung zu schaffen, be-reit ein dickhäufiger, bartschmanker Bischof die Sprechkanzlei. Er hat einen gelben Fettel in der Hand, führt ihn recht nah an die Augen und ver-liest, immer wieder durch asthmatische Atemzüge unterbrochen ein Dekret des Konzils, durch welches es männiglich befehlt, sich jedes Wortes, Lautes oder Geräusches zu enthalten, welches die Versammlung hören könnte.

Während noch der Blähbals keinen gelben Fettel noch zusammensetzt und sich den Schweiß von der Stirn wischt, steht Johannes auf, der Kardinal von Ostia, der an Stelle des Papstes dem Konzilio vorsteht, und sagt im Namen der Kardinalen: „Placet! Es gefällt uns also!“

Nach ihm erheben sich die vier Präsidenten der Nationen und sagen ebenfalls:
„Placet! Es ist uns recht so!“
Kaum ist das Stuhlraden verklungen, so

wird es totensstill im Münster. Aller Augen rufen der Kirchenmitte zu, wo inmitten der Herren und Prälaten ein fischböhmes Gerüst aufgeschlagen ist, auf dem Hus kniet, die Lippen in stillem Gebete bewegend, und wo neben ihm auf einem Bloß die priesterlichen Kleider liegen.

So riesig der Innenraum des Münsters auch ist, jetzt, da die Taufend alle den Atem verhalten, kann man die Imme summen hören, die Husens Kopf einige Male wie einen Heiligenschein um-greift, golden in der einfallenden Sonne leuch-tend, und die dann seine betend zusammengeprehten Hände anfließt, als ob die der Kelch einer Blume wären.

Die Geschlechter wenden sich erst ab von Hus, als Trüt um Trüt die Kanzelstiege knarrt, eine gelbe, ausgebleichte Greisenhand ruckweise das Geländer hochhüpft und gleich darauf aus der Höhe der Bischof von Vodi losdonnert, der offizielle Prediger des Konzils. Er hat seiner heutigen Predigt das Sauluswort aus dem sechsten Rö-merbrief unterlegt: Der Leid der Sünden soll ge-schürt werden! Oh, er versteht sein Handwerk, dieser alte, glatzköpfige Italiener! Seine Worte stoßen nieder gegen das Hörerwolk, wie spitzschablige Sperber unter die sich duckenden Pühner. Er eifert gegen das Schisma und dessen Urheber so bestig, als gelte es, die Gegenpäpste dem Feuer zu überliefern, nicht Hus!

„Als die Tyrannen gegen die Kirche wüte-ten“, schreibt er in der Mitte seiner Predigt, „da wuchs der Glaube der Christen und nahm zu; aber jetzt, in dieser Entzweiung, ist er zugrunde gegangen. Ist nicht jetzt, in dieser verfluchten Zwietracht, die Wahrheit dem Christen zu einem Feind geworden, der Glaube widerwärtig, die Liebe verhaßt, die Hoffnung verloren, die Gerech-tigkeit geschwächt, die Stärke allein auf die Last gerichtet, die Maßigkeit gleichmäßig, die Demut erdichtet, die Willigkeit falsch, die Gebuld ganz hinweg.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostern im Eis.

**Auferstehungsglocken — Frühlingsklänge in den Herzen.
Doch im Felde streicht der Eiswind; nirgendwo ein grünes Blatt.
Hoffnung schweig! Wie höhnend murt der Märzen
und es knarrt das Eis an Lenzesstatt.
Neues Sprießen? Leichenstarr das Jahr, das doch erst werden sollt'.
Unterm Eis nur, unter Fesseln: Leben, das den Fesseln grollt.
Frohlockt nicht zu früh, wenn noch kein Auferstehungsodem streicht!
Wenn der tolle Märzen einer Leiche gleicht.
Die Sonne glüht noch und der Morgen lacht.
Es wird ein neuer Tag wohl auch nach dieser Nacht!
Wenn auch der März noch keine Kränze flicht —
der Tag ist nah, der alle Fesseln bricht!**

Hans Honheiser.

Vom Wort zur Tat.

Die arbeitenden Menschen haben es noch nie so deutlich empfunden, wie faul und krank das heutige Wirtschaftssystem und die Gesellschaftsordnung, die von ihm bedingt wird, ist, als in den langen Monaten der jetzigen Krise. Mit allen Schreden, die das Leben des Proletariats bedrohen, rast sie durch die Länder und zerstört den letzten Glauben an den möglichen Bestand der jetzigen Verhältnisse. Es wäre nicht auszudenken, in welcher großen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung alles Leben versinken müßte, wenn nicht der sieghafte Gedanke an den unaufhaltsamen Fortschritt der Entwicklung die Not der Zeit ertragen ließe. Wir wissen, daß die Kämpfe, von denen die Welt geschüttelt wird, die Todeskrämpfe der alten, zerfallenden, kapitalistischen Wirtschaft sind und daß sich hinter ihr die Formen einer neuen, besseren Gemeinschaft zum Lichte ringen. Die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterschaft und ihrer Organisation ist, mit allen Kräften diese Entwicklung zu beschleunigen und jede errungene Position zäh zu verteidigen und immer neue zu erringen.

In den großen Erfolgen der Arbeiterbewegung gehört es, daß sie den Frauen die bürgerliche und politische Gleichberechtigung gebracht hat. Ihrer Arbeit ist es zu danken, daß die arbeitenden Frauen bewußt im Leben stehen und gelernt haben, ihr eigenes Schicksal und das ihrer Klasse mit zu gestalten. Die unermüdete Aufklärungsarbeit hat vielen alten Schutt auch unter den Auffassungen der Männer aufgeräumt und die klare, eindeutige Erkenntnis gebracht, daß es unmöglich ist, einen so großen und entscheidenden Teil des Menschengeschlechtes, wie es die Frauen sind, in Unklarheit und Enge zu halten, sondern daß nur die gemeinsame Arbeit, der gemeinsame Kampf den endgültigen Sieg bringen kann. Die jetzigen Wirtschaftskrisen, die unüberwindliche Existenz so vieler Hunderttausender und Millionen Arbeiterfamilien zerstören, bringen aber auch die Erkenntnis, wie bedeutungsvoll die Organisation der Wirtschaft für unser Dasein ist. Auf alle Güter der Erde legt der Profitkapitalismus seine gierige Hand und nimmt den Arbeitenden die Früchte ihres Fleisches hinweg. Die übergroße Mehrheit der Frauen und Männer, die nichts haben als die Geschicklichkeit ihrer Hände, die Kraft ihrer Arme, ihren Geist und ihr Wissen und mit diesen Gaben der Erde immer reichere Ernten und den Maschinen immer größere Leistungen abringen, werden durch das raffende Kapital um alles betrogen, was durch sie hervorgebracht wird.

Wollen wir die Welt von Grund auf ändern, dann kann es nur geschehen, wenn wir die Pro-

fitwirtschaft zerstören und an ihre Stelle eine soziale Gemeinwirtschaft setzen. Unsere Konsumgenossenschaftsbewegung ist die Wirtschaftsorganisation der arbeitenden Menschen in Stadt und Land und bildet den festen Grund, auf dem das Gebäude der Zukunft errichtet wird. Ihre auf planmäßige Versorgung gerichtete Bedarfswirtschaft hat in der Verteilung der Güter für die proletarischen Verbraucher bereits sehr wesentliche Vorteile erzielt. Welche Erleichterung ist es doch für die Frauen, wenn sie wissen, daß sie in ihren eigenen Läden für die wenigen Kronen, die zur Verfügung stehen, Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs preiswert, in guter Qualität und zu vollem Maß und Gewicht erhalten. Sie brauchen sich dem Privathandel, der ein sehr wesentlicher Teil der Profitwirtschaft ist, nicht mehr auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern sind durch die Macht des Zusammenschlusses unabhängig geworden. Es ist unmöglich, daß die Frauen an diesen Tatsachen vorübergehen und daß sie diese wichtige Waffe, die ihnen der Zusammenschluß in den Konsumgenossenschaften gibt, nicht nützen. Die Aufbaubarbeit am Sozialismus wird jeden Tag durch die Millionen Frauen tatkräftig unterstützt, die bewußt ihre Bedürfnisse in ihren eigenen Läden decken und den Lockungen des Profithandels widerstehen. Jede kleine Summe, die der Privatwirtschaft entzogen und der Gemeinwirtschaft zugeführt wird, trägt eine Krume Erdbreich an das genossenschaftliche Insel-Land, das wir heute im Meer der uns umgebenden Profitwirtschaft noch darstellen. Der leidenschaftliche Kampf, den wir Frauen um die Erringung einer besseren Wirtschaftsordnung führen, darf nicht Sippenbekanntnis bleiben, sondern muß sich jeden Tag in bewußte Tat umsetzen.

In engem Zusammenhang mit der Erringung besserer Lebensverhältnisse steht die Sorge der Mütter und Frauen für die Erhaltung und Befestigung des Friedens. Wer anders sollte vor allem für den Frieden eintreten als die, die Leben unter Schmerzen geben? Doch sind die Tränen nicht getrocknet, die um Söhne und Männer geweint werden, deren Leiber auf den Schlachtfeldern moderner, unsere heranwachsenden Kinder tragen die Folgen der Unterernährung sichtbar an ihren schwachen, blutarmen Körpern; die Kraft und Lebensfreude unzähliger Menschen sind zerbrochen. Heute sehen wir klar, daß alle Reden von der Verteilung der Interessen des Volkes nichts anderes gewesen sind, als Köder, mit denen das Industriekapital, Kartelle und Truste den Völkern das Nordgeschäft als notwendig hingestellt haben. Weder Sieger noch

Besiegte haben einen Vorteil vom Kriege gehabt, denn in allen Ländern bezahlen die arbeitenden Menschen mit Hunger, Not, Elend und Entbehrung das „große Stahlbad“. Die großen Ausgaben für die Rüstungen der Staaten müssen durch vermehrte Lasten heringebracht werden.

Und alles das geschieht nur zur Sicherung der Profite, die von den großen internationalen und nationalen Kartellen und Trusten eingehemt werden. Ziele sind auch die Tragtziele, die am Krieg interessiert sind, denn für sie gelten die nationalen Schlagworte nicht, mit denen die Masse in Tod und Verderben gehegt wird. Der großen Macht der Kartelle und Truste, dieser Verankerung des Profitkapitalismus, entspricht auch der entscheidende Einfluß, den sie auf die Lebenshaltung der arbeitenden Menschen ausüben. Die Verbraucher in Deutschland müssen für die künstlich hochgehaltenen Preise der kartellierten Waren beinahe soviel mehr bezahlen als die Reparationen ausmachen. Die Wurzel des Profitkapitalismus wird getroffen, wenn es uns gelingt, die Unabhängigkeit der organisierten Verbraucher von der Industrie zu erringen. Zu diesem Zwecke baut die Genossenschaftsbewegung unablässig die Eigenproduktion aus. Wir erzeugen durch unseren GEC-Verband ein Zehntel der Bedarfsgüter, die in unseren genossenschaftlichen Verteilungsstellen umgekehrt werden, in den eigenen Betrieben. Die Lebensmittel aus den eigenen Betriebsstätten sind unverfälscht und hygienisch einwandfrei erzeugt; sie gewähren den genossenschaftlichen Familien die Gewißheit: gute Waren, gerechter Preis. Die genossenschaftliche Schuhfabrik macht uns unabhängig vom Diktat der großen Schuhfabriken. Mit der GEC-Wäscheabrik in Vöhringen wurde der Beweis erbracht, daß es möglich ist, Arbeiterwäsche und Bekleidungsartikel qualitativ einwandfrei und unter geregelten Arbeits- und Lohnbedingungen herzustellen. Die schamlose Ausbeutung der Heimarbeiterinnen in der Wäscheindustrie braucht nicht mehr durch die Arbeiterfrauen unterstützt zu werden, da die genossenschaftliche Wäscheabrik den größten Teil der Wäsche und Kleidungsstücke erzeugt, die in unseren Familien gebraucht werden. Die genossenschaftliche Eigenproduktion schafft freie Bahn für die Verbindung des Landwirtes, der sich auf seiner Scholle plagt, mit dem Verbraucher in der Weise, daß sie den verteuerten Zwischenhandel ausschaltet und direkt vom Erzeuger kauft, was in den verschiedenen Erzeugungsjahren verarbeitet wird.

Die Kartelle und Truste arbeiten mit einem riesigen Aufwand von Kesseln für die unheimlichsten Verbrauchsgüter, und es gelingt ihnen bei einem sehr großen Teil von Frauen, die klaren Erkenntnisse zu verhindern. Unbewußt dienen diese Frauen dem Profitkapital als Botenpaar für die Festigung seiner Macht und die Mehrung seines Profites. Lernen wir auch in dieser Beziehung klar sehen! Wenn die große Masse der Frauen die Eigenprodukte, denen der Profitindustrie bewußt vorgeht, dann schwindet auch die Macht der großen Kartelle und Truste, der Druck den sie ausüben und die Gefährlichkeit ihrer Organisationen. Der praktische Kampf gegen Krieg und Kriegsgefahr ist untrennbar mit dem gegen die übermächtigen Kapitalorganisationen verknüpft.

Die Frauen können jetzt viel für die Neuordnung der Wirtschaft, den Aufbau einer besseren friedlichen Zukunft tun. Die Bewirkung des Sozialismus wird durch die zäh ausdauernde Kleinarbeit des Tages erreicht, durch die solidarische Zusammenarbeit der Frauen und Männer in Politik, Gewerkschaft und Genossenschaft. Die soziale Gemeinwirtschaft wird durch die genossenschaftliche Verteilung und Erzeugung vorbereitet. Die Förderung der Genossenschaftsbewegung bedeutet daher eine notwendige Voraussetzung für die Erreichung unserer Ziele. Kiedl E.

Ausbildung. Eine der empörenden Einzelheiten teilt der Verfasser aus den offiziellen Ausbildungsvorschriften der Vereinigten Staaten mit; dort heißt es, daß die Grundsätze des Sportes und die Achtung des Gegners in der militärischen Ausbildung keine Geltung haben, daß der Gegner auf jede Weise, z. B. durch Blendung der Augen, wehrlos gemacht werden muß. Und ferner: der innere Drang zu hassen und zu töten muß vom Instruktor gepflegt und ermutigt werden! Die friedlichen Hagenströmungen des Bürgerturns gegen diese Korruption der Gesinnung durch den Kriegsgedanken könnten sich nur durchsetzen, wenn sie stark organisiert wären; heute ist der Staat selbst ihnen feindlich gesinnt und hat die Hebermacht. Weshalb kann der Widerstand nur zusammengefaßt werden unter Führung des Profitarials.

Wie kann es den Krieg verhindern? Sicher ist: wenn einmal der Krieg ausbrechen sollte, dann ist alles verloren. Denn den einzigen Schutz vor Vernichtung wird dann die Disziplin bieten und die wird militärisch sein. Wir müssen uns darum mit allen Kräften der kommunistischen Ideologie widersetzen, wonach der Krieg sogar herbeizuwünschen ist als Wegmacher der sozialen Revolution. Keit steht in dieser Idee einen Seditismus, der nur als eine Pose, eine demagogische Parole zu betrachten sei. In jedem Fall sagt er mit Recht, der Wiederkaufbau der verwüsteten Wirtschaft bei der eingetretenen Verarmung wäre wieder nur mit ausbeuterischen Methoden möglich. „Der Sozialismus kann nicht anders kommen, als wenn er das lebende Erbe des Kapitalismus antritt.“ Der Kriegsausbruch muß verhindert werden; und das einzige Mittel um zu verhindern ist die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterbewegung. Mit warmen Worten gedient Keit der ungeheuren Verdienste der englischen Arbeiterregierungen um die Kriegsbekämpfung, Verdienste, die von der Arbeiterschaft zu wenig anerkannt werden.

Der Kapitalismus kann nicht obrüsten. Der Verfasser zeigt dies u. a. in einem zutreffenden Hinweis auf die tschechoslowakischen Verhältnisse. „Die Nationalindustrien der Tschechoslowakei, z. B. ihre Textilindustrie, die Nubenzuckerindustrie, sind in eine grundlegende Krise geraten, ihre Schwerindustrie leidet, ihre Holzindustrie ist lahmgelegt, ihr Ackerbau steht schlecht, ihrer Glasindustrie, der Gäßlonzer Industrie sind gefährliche Konkurrenz entstanden. Nur ihre Rüstungs- und Munitionsindustrie blühen und die versorgen die Streitenden an der Peripherie der Welt. Da kann man natürlich jetzt kaum helfen; gegen die Mißstände unternommene Schritte würden die Arbeiterschaft nur in gesteigerten Nationalismus, vielleicht gar in die Arme des Faschismus treiben.“

Alle kriegsgrundigen Mächte der Arbeiterschaft müssen mobil gemacht werden. Die Verbände müssen ausgebaut werden; gegen die Macht der Bürokratie muß die Gewalt der demokratischen Regierung durchgreifen; die Macht der militärischen Fachmänner, die sich selbst von der englischen Arbeiterregierung nicht hindern lassen, die Schuttkinder zur Schaustellung von Flugmanövern mit Bombenabwürfen zu kommandieren, muß gebrochen werden. Nicht früher kann der Kriegsausbruch verhindert werden.

Das recht schmale Büchlein — etwa zweihundert kleine Seiten — ist geeignet, auch manchem Genossen, der sich noch passivistischen Schwärmerie hingibt, die Augen zu öffnen. Es ist ein notwendiger Beleg für jeden Sozialdemokraten, der in der Kriegstrage klar sehen will. Jeder Genosse soll es lesen. Ernst Bloch.

Ein ausichtsloser Kampf.

Seit Wochen beobachte ich einen zähen, stillen Kampf, den ein altes, schwaches Menschenkind gegen das moderne Zeitalter führt. Darnach, mit eiserner Beharrlichkeit wird gekämpft, aber wie die Schlacht über kurz oder lang ausgehen wird, darüber besteht kein Zweifel: das Menschenlein wird unterliegen, es wird an Entkräftung eingehen. Der Sieg der modernen technischen Zeit ist nicht aufzuhalten.

Jeden Abend, wenn die erste Dunkelheit anbricht, wenn die ersten künstlichen Lichter aufgehen, schleicht, schlurft ein schütteres, weißhaariges Männlein durch die Straßen einem bestimmten Ziele zu. Der Alte ist schäbig, aber äußerst sauber und korrekt gekleidet. Sein Gesicht ist gerunzelt, verfallen. Die Augen blicken trübe und demütig. Der Gang hat etwas Müdes, Jogerndes und doch Nervöses. Bald trippelt er eilig, hastend dahin, bald setzt er langsam, wie nachdenklich, Fuß vor Fuß. Die ganze Gestalt ist ärmlich und klein. Der Kopf ruht tief zwischen den vorgebeugten Schultern. Der jahnlose Mund des Alten scheint ständig Selbstgespräche zu murmeln. Auffallend an dem Greis sind seine Hände, schmale, langfingerige, weiche Hände, die manchmal fahrig in der Luft gestikulieren.

Zimmer zur gleichen Stunde verschwindet der Alte in einem kleinen, verzwiegenen Lokal, das in einer Nebenstraße liegt und sich nicht des allerbesten Rufes erfreut. Dieses Lokal hat schon lange, sehr lange keine Glanzzeit überschritten. Früher ging es dort togein, tagaus hoch her. Gläserlingen und Weiberlachen schallte Nacht

für Nacht auf die Straße und manch ein Ständchen, das die Stadt bewegte, nahm hier seinen Anfang. Die allgemeine wirtschaftliche Not, vielleicht polizeiliche Maßnahmen, haben das Lokal still gemacht.

In diesem Lokal hat der alte Mann achtzehn Jahre lang das Amt des Geräuschmachers, also des — Klavierpielers versehen. Nacht für Nacht hat er hier auf einem alten Klavier sich musikalisch ausgelebt. Seine Hoffnungen hat er hier zu Grabe getragen, denn in jungen Jahren ersehnte er etwas anderes als Klavierpieler in einem Bumslokal zu werden. Seine musikalischen Fähigkeiten waren (und sind) nicht unbeachtlich, aber sein Höhenflug in die Kunst wurde an irgendeiner Ecke unterbrochen und er landete verbittert und vergrämt an jenem verstaubten Klavier. Jahrelang hat er gegen sein trostloses Leben, seinen jämmerlichen Wirkungskreis, rebelliert. Er wollte immer wieder heraus, aber mit zunehmendem Alter wurden solche Ausflüchte schlechter und schlechter und schließlich resignierte der Greis. Er hatte Brot und Lohn und außerhalb der Dienstzeit war er ein freier Mensch und konnte sich seiner Kunst völlig hingeben.

Wenn der Alte abends im Bierdunst und Tabaksanalim sein Klavier behämmerte, so geschah es mechanisch und geistesabwesend, denn die ewigen Gassenhauer und Schlager waren ihm in seiner empfindsamen Musikerseele tief zuwider. Sein Publikum war nicht anspruchsvoll. Es verlangte Musik, was es so Musik nannte. Je lauter, je besser, je flotter, je lustiger. Alles andere war Nebenache, auf eine vorbegegriffene Note, auf eine verflimmte Saite kam es nicht an. Manchmal, in vorgerückter Stunde, wenn

der Alkohol seine Wirkung getan hatte, konnte es geschehen, daß der Alte sich zusammenriß und mit leuchtenden Augen den Besessenen ein klassisches Repertoire in die Bums legte, ohne daß seine Zuhörer es merkten. Den Beifall, den man ihm dann ebenso wie nach einem Gassenhauer zollte, nahm er mit hangenden Mundwinkeln entgegen.

Achtzehn Jahre lang hat der Alte dieses Leben geführt. Achtzehn Jahre lang hatte er keine Nahrung Sorgen, denn der farge Musikantenlohn genügte für seine anspruchslose Lebenshaltung.

Aber dann kam die große Umwälzung: Radio, Lautsprecher! Der Wirt des Lokales glaubte, bei nachlassendem Umsatz seinen Gästen Neuzeitliches, Modernes bieten zu müssen und schaffte eine hypermoderne Lautsprecheranlage, kombiniert mit Konserdemusik in Form eines riesigen Grammophons, an.

Der alte Musiker wurde entlassen. Knoll und Fall. Eines Tages stand er auf der Straße. Pöhlig verdattert. Zunächst wollte er seinem alten Leben gewalttätig ein Ende machen, doch ein zäher Lebenswille siegte. Er suchte lange nach einer neuen Beschäftigung, aber wer stellt einen alten, weißhaarigen, müden Musiker ein?

Als er die Anstichlosigkeit der Arbeitssuche erkannte, brütete er Rache. An wem? Am Radio!

Und nun schleicht der alte Mann jeden Abend in das Lokal, das ihm achtzehn Jahre lang Brot und Arbeit gewährte. Still und bescheiden setzt er sich in eine Ecke und trinkt ein kleines Glas Bier. Nur seine alten Augen flüchten schnell und scharf im Raum herum und bose

Seitenblicke streifen ab und zu die elegante Radioanlage.

Und wenn es ploßlich: „Achtung! Achtung!“ aus dem Trichter erschallt, dann verzieht sich grämlich der Mund des Alten. Und wenn eine muntere Weise aus dem Rasten erschallt, dann schleicht der Alte zu dem alten Klavier, das wegen Unverkäuflichkeit immer noch in der Ecke verstaubt, setzt sich auf den moarrenden Stuhl und hämmert auf die gelben Tasten ein. Seine ganze Kunst, sein ganzes routiniertes Können legt er in sein Spiel und es entsteht ein wilder Krach, wenn so Klavier und Radio um das lautere Surrecht kämpfen.

Die Angestellten des Lokales kennen den kumpischen Alten und manche haben Mitleid mit seinem Sparten. Und so kann es geschehen — wenn keine Gäste im Lokal sind —, daß jemand leise an die Radioanlage schleicht und sie abstellt. Dann blickt das Auge des Alten und Triumph verzerrt seine Züge: Er hat gesiegt! Sein Klavierpiel hat den Lautsprecher außer Gefecht gesetzt. Aber manchmal muß man ihn auch vom Klavier vertreiben, denn kein Gast kann das Doppelkonzert vertragen. Dann fällt der Alte ganz zusammen, Tränen glänzen in den Augen und müde, gebrochen wankt er aus dem Lokal. Er ist unterlegen. Das Radio hat gesiegt!

Am anderen Tage ist der Alte wieder da und packt wie ein Luchs auf, um erneut den Kampf der Geräusche zu beginnen.

Aber eines Tages wird er nicht mehr kommen. Man wird ihn hinausjagen, dorthin, wo es keine Musik, außer dem Ragen der Bürmer, gibt. An dem Tage wird das Radio endgültig den Sieg davontragen. Bartolius.

Der Osterfriede des „Venkov“

wird damit gefeiert, daß die Drogen der Gehässigkeit, die dort ununterbrochen veranfaßt werden, nicht etwa einen Tag ruhen, sondern im Gegenteil einen neuen Gipfelpunkt erreichen. Als willkommener Anlaß zu so edler Betätigung muß natürlich der Minister für soziale Fürsorge herhalten, an dem ja die Agitatoren beharrlich den Aergern über die Unfruchtbarkeit ihrer Politik abregieren und dessen Wohnungsvorlage schon seit einigen Tagen vom „Venkov“ in seiner Art diskutiert wird.

Es wird nach den Vorzeichen, die wir erleben, niemanden überraschen, daß der „Venkov“ den Entwurf des Wohnungsgesetzes schamlos als „Bolschewismus“ bezeichnet. Diese Methode, alles, was der Reaktion nicht in den Kram paßt, als Bolschewismus zu brandmarken, ist weder neu noch originell. Einigermaßen erstaunlich ist immerhin, welche Bestimmungen des Entwurfes zur Begründung dieses so bequemen Argumentes dienen müssen.

Diesmal sind es nämlich vor allem die gemeinnützigen Baugenossenschaften, die wahrscheinlich zu ihrer eigenen größten Verwunderung, die Rolle des bolschewistischen Selbstbild spielen müssen. Es tut nichts, daß gerade der Entwurf des Wohnungsgesetzes die Gemeinnützigkeitserklärung von Baubereinigungen an strengere Vorschriften bindet, es tut nichts, daß der Entwurf die Bestimmungen über die Enteignung von Baugründen fast wörtlich aus dem geltenden Rechte übernimmt und nur in den Großstädten Maßnahmen gegen den Bodenwucher vorsieht, die aber ausschließlich von den Gemeinden gehandhabt werden können; der „Venkov“ konstruiert aus Bestimmungen, die im Entwurf stehen, und aus Ideen, die er sich so dazudichtet, den eigentlichen Inhalt des ganzen Gesetzes folgendermaßen:

Es werden sich einige „Rote“ zusammenschließen, sich die ihnen possenden Grundstücke ausleihen, ihren Eigentümern unter Enteignungsdrohung beliebige Preise diktiert und dort mit Subventionen aus den Steuergroschen der armen Taxiparier Häuser bauen, die jahrzehntelange Steuerfreiheit genießen werden.

Kopfschüttelnd stellt man fest, daß alles, was an diesem Gemälde real und nicht reinem Phantasieprodukt ist, schon seit mehr als einem Jahrzehnt zu Recht besteht und wir daher offenbar schon mitten im schlimmsten Bolschewismus leben.

Aber nach dem „Venkov“ ist es auch Bolschewismus in Reinkultur, wenn freiverwendende Wohnungen der Gemeinde gemeldet werden sollen, die sie dann, wohlgerne ohne daß die private Wohnungsvermittlung ausgeschlossen würde, unentgeltlich vermitteln darf. Bolschewismus in Reinkultur ist es, wenn die Gemeinde durch ihre Drogen Nachschau halten kann, ob nicht etwa den Mietern das Dach über dem Kopfe zusammenstürzt und wenn sie die Hauseigentümer — natürlich im Rahmen der geltenden Bauordnung — zur Abstellung baulicher Mängel verhalten kann. Gesetze beachten muß ja nur der Prolet, von Hausbesitzern so etwas zu verlangen, ist nicht nur eine lächerliche Behelligung dieser Stützen der Gesellschaft, sondern Einschränkung des Eigentums mit Sowjetmethoden, ja geradezu die Einführung einer neuen Weltordnung!

Bei einer solchen Geistesverfassung darf es nicht Wunder nehmen, daß der „Venkov“ den Entwurf als Beunruhigung der Öffentlichkeit charakterisiert. Wir waren der naiven Meinung, daß er vielmehr allgemeine Beruhigung schafft, weil er hunderttausenden Mietern für lange Frist das Obdach sichert und den Wohnungslosen Behausungen schaffen will, aber der „Venkov“ wird uns schon die Erkenntnis beibringen, daß die Beunruhigung der Öffentlichkeit erst eintritt, wenn die Hauseigentümer das zahlungsfähige Pack auf die Straße setzen und die zahlungsunfähigen Mieter ohne gesetzliche Schranken schröpfen dürfen.

Indes wird die Art, in der der „Venkov“ zu dem Inhalt des Entwurfes Stellung nimmt, noch weit in den Schatten gestellt durch die Art, in der er sich zu der Veröffentlichung seiner Grundgedanken äußert. Einen Tag, nachdem Herr Petrovicky demangel hat, daß diese Verlautbarung so spät erfolgt ist, fordert der „Venkov“ ganz unverblümt den Rücktritt des Fürsorgeministers, weil das „Prager Tagblatt“ Auszüge aus der Vorlage gebrochen hat. Man muß um diese Unverschämtheit voll zu würdigen, sich nur vor Augen halten, was alles der Veröffentlichung des „Tagblatt“ vorausgegangen ist. Am 15. November 1931 wurde der Entwurf dem Ministerpräsidenten überreicht. Am 27. November hat Herr Dubický, der unseres Wissens nicht Mitglied der Regierung ist, in offener Parlamentssitzung Mitteilungen über seinen Inhalt gebracht und dagegen polemisiert. Am 18. Dezember hat sich Herr Kalas im Abgeordnetenhaus mit der Vorlage auseinandergesetzt. In Hausbesitzerversammlungen haben sie agrarische Jubler — sagen wir „kritisiert“. Die Zeitungen der Hausbesitzerorganisationen, der tschechischen wie der deutschen, haben Auszüge aus dem Entwurfe veröffentlicht, die Handelskammern haben zu ihrer Stellung genommen; aber der „Venkov“ erhebt den Vorwurf der Spionage, weil das „Prager Tagblatt“ einen Tag früher über den Entwurf geschrieben hat als die tschechischen Blätter. Daß dieser Vorwurf nur in gewundenen Andeutungen gegen die Person des Gewissenlosigsten zugespielt wird, daß im ganzen Artikel konsequent die Abfärbung „Rücktritt“ gebraucht wird, die man nach Belieben „Minister“ oder „Ministerium“ lesen kann, damit der „Venkov“, wenn er gestellt wird, ausreifen kann, ver-

vollständig nur das Charakterbild der agrarischen Bolsevid. Zu einer Auseinandersetzung mit solchen Persönlichkeiten lassen wir uns natürlich nicht herab. Nicht dem „Venkov“, sondern der Dummheit möchten wir nur in Erinnerung rufen, daß schon viele Vorlagen vorzeitig der Öffentlichkeit preisgegeben wurden, daß erst jüngst das Dankengesetz, also nicht eine Vorlage des Fürsorgeministeriums, dem „Prager Tagblatt“ früher zugänglich wurde als allen anderen Blättern. Im interministeriellen Verfahren erhalten alle Zentralstellen die legislativischen Entwürfe, die Spione — die Verantwortung für diesen Ausdruck muß der „Venkov“ tragen — mögen also

31 Schächte mit 14.000 Arbeitern im Streik.

Ein Teil der Gruben ohne Sicherungsmannschaft.

Prag, 26. März. (Eigenbericht.) Der Streik im nordböhmischen Braunkohlrevier umfaßt nunmehr 31 Schächte mit etwa 14.000 Arbeitern. Neu in den Streik getreten sind der „Paul II.“-Schacht in Oberleutenborsdorf, „Johann II.“ in Maria-Pladsch, „Alexander“ in Dux, wo getrennt Demonstrationen die Arbeitseinstellung durchsetzten, der „Kelfon“ bei Osoga und der „Bibi“ bei Haan. Hier kamen Freitag nachmittags gegen 5 Uhr aus der Richtung von Haan ca. 500 bis 600 Menschen zum Bibi-Schacht gezogen und erzwangen von der Betriebsleitung die Ausfahrt der Betriebsräte und Mannschaften. Unter einem grenzenlosen Lärm wurde jede andere Meinung erstickt; die Demonstranten zwangen auch durch Drohungen den Betriebsratsobmann Wedeck, mit den Leuten auf den „Adolf-Marie“ und „Barbara“-Schacht zu ziehen. Am „Barbara“- und „Adolf-Marie“-Schacht verlangten die Demonstranten von der Betriebsleitung Grubenlampen und fuhren damit in die Schächte ein. Auch auf diesen Schächten wurden die Belagschichten zur Niederlegung der Arbeit veranlaßt. Im Komotauer Revier streikt lediglich der Betty-Schacht.

Die Aktion greift nunmehr auch schon auf das Teplitzer Gebiet über. Etwa 1000 Mann zogen heute mittags auf die Schächte „Carl“ und „Eingleit“ in Juchmantel und forderten die Belagschichten auf, am Streik teilzunehmen. Nachdem der größte Teil der Bergarbeiter schon ausgefahren war, konnte die Aktion nur einen kleinen Bruchteil der Beschäftigten erfassen. Die Kommunisten kündigen an, Dienstag wiederzukommen. Die Sicherungsmannschaften sohren auf den Gruben nur zum Teil ein, so daß ein großer Teil der Gruben überhaupt ohne Sicherungsmannschaft ist.

Heute früh fand in Riedergeorgen- thal bei Brüx eine große Bergarbeiterversammlung statt, an der 4000 Bergarbeiter und sonstige Arbeitlose teilnahmen. Die politische Bezirksbehörde, die anfangs diese Versammlung erlaubt hatte, erließ später ein Verbot. Der Regierungskommissar teilte dem kommunistischen Gewerkschaftssekretär Malik aus Brüx mit, daß die Versammlung verboten sei, doch billigte er dem Sekretäre eine kurze Redezeit zu, um die erschienenen Demonstranten vor dem Verbot zu verständigen und zum Auseinandergehen zu veranlassen. Malik entsproch dieser Aufforderung und machte den Versammelten Mitteilung von dem

an sehr hoher Stelle zu suchen sein — im Fürsorgeministerium sitzen sie nicht! Was soll man zu solchen Methoden der Auseinandersetzung sagen? Sollen wir uns über den Ton enträsten, in dem der „Venkov“, der jede Kritik an einem Volksmann als Hochverrat, Strafen möchte, mit einem Minister der Republik zu verfahren beliebt? Oder sollen wir uns damit trösten, daß das intellektuelle Niveau dieser Publizität nicht höher steht als ihr moralisches? Mit einem Wort, der „Venkov“ läßt uns wieder einmal in dem peinlichen Dilemma zurück, ob es not tate, nach nassen Fetzen zu greifen oder nach kalten Umschlägen.

Verbot, worauf die Demonstranten in geordneten Märschen in ihre Heimatkörner zurückmarchierten. Heute vormittags fand in Osoga eine öffentliche Versammlung statt, an der etwa 1500 Personen teilnahmen. Diese Versammlung forderte die Teilnehmer auf, in alle Schächte einzudringen und die Einstellung der Arbeit zu erzwingen.

Für morgen ist in Osoga gleichfalls eine große Bergarbeiterversammlung angekündigt worden, in der über die Streikfrage berichtet werden soll. Diese Versammlung ist von der Duxer Bezirksbehörde bewilligt worden. An den Revierrat in Prag erging gestern die Aufforderung, eine Revierkonferenz der Betriebsräte einzuberufen, in der über die allgemeine Streikfrage gesprochen und weitere Beschlüsse gefaßt werden sollten. Der Revierrat hat die Einberufung dieser Konferenz im Hinblick auf seine gesetzlich festgelegte Kompetenz jedoch abgelehnt und erklärt, daß der Streik lediglich eine Angelegenheit der Bergarbeitergewerkschaften darstelle.

Ueberkühige Scharfmacherei der Brüxer Bezirksbehörde.

Die Brüxer Bezirksbehörde hat einen Erlass herausgegeben, der durch Maueranschlag veröffentlicht wird. Es heißt darin u. a., daß, nachdem die Kündigung auf dem Humboldtschacht amtlich eingestellt wurde, der Grund zu weiteren Arbeitseinstellungen entfallen sei. Alle Ansammlungen und Zusammenrottungen welcher Art immer auf öffentlichen Plätzen werden daher verboten. Die Bezirksbehörde macht auf das nachdrücklichste aufmerksam, daß gegen jeden Versuch, dieses Verbot zu übertreten, mit allen Mitteln eingeschritten werden wird. Die Dummheit wird aufgefordert, sich im eigenen Interesse vor jeder Teilnahme an Ansammlungen auf öffentlichen Plätzen zu hüten; jeder, der diese Warnung nicht beachtet, werde selbst die Folgen zu tragen haben. Gegen Zuwiderhandlungen werde nach allen gesetzlichen Vorschriften vorgegangen werden.

Dieser ungewöhnlich scharfe Ton der amtlichen Verlautbarung ist um so unangebracht, als es im ganzen Revier bisher zu ernstlichen Zwischenfällen nicht gekommen ist. Die Gendarmen, die in der Zahl von etwa 300 Mann im Streikgebiet zusammengezogen ist, hatte bisher keinen Anlaß zum Einschreiten.

Welch eine Welt!

Von Wilhelm Sollmann.

Wehr noch als im gemeinsamen Kampfe ist an Tagen des Friedens unser Gefühl bei den Kreuzträgern dieser finsternen Zeit. Die Millionen-gemeinde der Erwerbslosen, Abgehängten, irgendwie in tiefste Not Hinabgeschleuderten mahnt uns in Stunden der inneren Sammlung stärker noch als im Getümmel des politischen Ringens.

Welch eine Welt, deren strahlendes Gehirn das Wunder schnellender Knospen und erster zarter Blüten um uns zaubert und deren Licht doch lange nicht stark genug ist, um die Herzen der Menschen zu erwärmen und ihre Köpfe zu erleuchten, damit sie sich selbst und ihre Gesellschaft erneuern. Welch eine Welt, die noch immer nicht die ordnende Kraft zu entwickeln vermag, allen Fleißigen Arbeit und allen Schaffenden Brot und Schönheit zu bieten, die überrecht der Erde geschenkt sind. Welch eine Welt, in der Millionen junger Menschen müde und teilnahmslos und kaum noch mit Hoffnung in das Frühlingserwachen blicken, das mit elementarer Gewalt die Wälder mit Grün und die Wiesen mit Blumen bedeckt. Welch eine Welt, die junger Menschenkraft das lähmende Gefühl des Ueberflüssigseins aufzwingt, während jeder Bogelruf und jeder Blütenhauch von Freude am Dasein zeugt.

Die Welt der Menschen zu erneuern und zu ordnen: es heißt das oberste und edelste Ziel, und darum gehen sozialistisches Wollen und sozialistische Gläubigkeit dem so unendlich harten und mühsamen Emporstreigen des Menschheitsjuges der Millionen voran. Die Technik noch einer vollkommeneren menschlichen Ordnung lebt und wirkt und entwickelt sich, seitdem Geist und Seele im Menschen erwacht. Dieses Sehnen und Wollen offenbart sich in jeder Zeit verschieden, aber es ist die vorwärtsdrängende Gewalt, die nicht zu händigen ist.

Es ist ein Trost, daß Oftern immer dicht hinter dem Karfreitag steht. Das Anfrichten immer wieder hinter dem Niederbruch. Auch jetzt im düstersten Erleben. Wir spüren die kommende Auferstehung, das nahende Oftern des Arbeitsvolks, wenn wir in diesem Winter inmitten unserer sozialistischen Brüder und

Schwestern standen. Diese Männer und diese Frauen und diese Jungen, ärmer denn je, sind auch opferwilliger denn je. Insofern nämlich, als die Hingabe des Ärtesten an eine große Idee mehr ist an Opfertum als je einer von uns Glücklicheren vergelten könnte.

Mögen die Führenden noch so hoch das Banner schwingen: der große öfterliche Ausbruch kommt aus den Tiefen. Dieser dunkle nebelhafte Winter der erwerbslosen Elendbeere hat es uns alle wieder einmal gelehrt.

Wir brauchen dem Arbeitsvolk keine Osterpredigt zu halten. Die Ofterfeuer und die Ofterchoräle leuchten und tönen flackernd und vernehmbar durch diese furchtbare Zeit. Der Ofterwille des Erneuerers kündigt sich im Sturm an. Wir hören auf sein Brausen und wir lauschen auf seine gemaltigen Melodien; und wir marschieren und singen in seinem Rhythmus. Was die große nahende Auferstehung vernichten und erneuern, mitreißen und umgestalten wird: wir mögen es ahnen, aber keines Menschen Hirn ist groß und wissend genug, das kommende Oftern für Deutschland, für Europa, für alle Völker dieser Erde ganz zu erfassen.

Schlacht und fest ist unser Glaube: Ich zage nicht, es muß sich wenden, und heiter wird die Welt erlesch, es kann der echte Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren geh'n.

Erkenntnis ist viel, Wille ist mehr. Unser Wille, die menschliche Gesellschaft ordnend zu ändern, ist unbezweifelbar. Das Wort aus Schillers Wallenstein bleibt Wahrheit für jeden und für Klassen und für Völker. Groß, größer noch als das Schicksal dieser Zeit sei unser Wille, und wir werden die Größe sozialistischen Werdens durch die Größe einer machtvollen sozialistischen Bewegung erleben.

Die Zukunft allein ist unser Zweck. Sie zu erobern ist das Ziel des Kampfes unserer Tage, und jedes Oftern kehrt uns den Glauben an den Sieg!

Die Mieterfeinde rühren sich. Die Christlichsozialen und die Wohnungsvorlage.

Die Christlichsozialen gehören bei uns wie in Oesterreich zu den schlimmsten Feinden der Mieter, zu den radikalsten Vertretern des großen Hausbesitzes. Sie haben seinerzeit als Regierungspartei eine starke Erhöhung der Mieten (40 Prozent) durchgeführt und sie sehen es nur mit Schmerzen, daß seit dem Regierungseintritt der Sozialdemokraten der Mieterchutz im wesentlichen und soweit er die Bedürftigen schützt, intakt geblieben ist. Der neuen Wohnungsvorlage des Fürsorgeministers gegenüber wagen sie natürlich nicht ganz offen das reaktionäre Bekenntnis abzulegen, was ihnen an der Vorlage mißfällt und warum es ihnen mißfällt, gesteht aber ziemlich unverblümt innerhalb der Abgeordnete Krumpke in der „Deutschen Presse“. Er schreibt u. a.:

Der Entwurf wird bei allen, die an die Forderung eines endgültigen Mieterchutzgesetzes geglaubt haben, große Enttäuschung hervorrufen. Und daran gelaßt hat die gesamte Öffentlichkeit, die nach den ausdrücklichen Versicherungen aller maßgebenden Faktoren ein endgültiges Mieterchutzgesetz erwartete. Die Mieterchutzfrage ist im neuen Entwurf überhaupt nicht geregelt. Die Kündigungsgründe sind unverändert und unvermehrt aus dem bisherigen Gesetze beibehalten. In gewisser Hinsicht ist die Kündigungsunmöglichkeit sogar noch erschwert, z. B. im Falle des Ablebens des Mieters. Eine Erhöhung der Mietzinsen vom 1. Jänner 1933 angefangen um jährlich 40 Prozent ist zugesprochen bis zum sechshöchsten Friedensmietzins, aber sofort durch Ausnahmen wieder illusorisch gemacht und auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, nämlich bis die Regierung erklärt, daß diese Erhöhung für Mieter mit einem Einkommen unter 30.000 bzw. 40.000 Kronen jährlich wirtschaftlich tragbar sind. Die Mietzinsserhöhungen sind nicht gleichartig, sondern abhängig von den sozialen Verhältnissen des Mieters, und das ist wohl einer der größten Fehler der Vorlage, denn dadurch verlieren die Mietzinsserhöhungen ihre sozialen Auswirkungen auf die Lohn- und Gehaltsfrage. Eine Ueberwälzung der Mietzinsserhöhungen durch Lohn- und Gehaltsforderungen ist nur dann möglich, wenn sie allgemein und gleichartig sind. Sonst schaffen sie nur neues Unrecht, das an den Rentnieren be- gangen wird.

Die Rentnieren liegen dem Herrn Krumpke, wie zwischen den Zeilen nur zu klar zu lesen ist, nagelgrün auf. Was ihn mißregt, ist die Tatsache, daß eben ein Schutz der Mieter besteht, daß den Wünschen der großen Hausbesitzer Grenzen gesetzt sind. Die berühmte „Ueberwälzung“, mit der sich die Bürgerlichen seit Jahren um die Kernfrage drücken wollen, ist eine Phantasie. Kein Unternehmer wird den Lohn der Arbeiter auch nur um einen Heller erhöhen, wenn dem Arbeiter die Miete um 50 Kronen gesteigert wurde! Daß weder Staat noch Privatindustrie an Gehaltsserhöhungen denken, daß die Arbeiter und Beamten zu schwach sind, Erhöhungen zu erlangen, weiß Herr Krumpke sehr gut. Er möchte aber trotzdem eine Erhöhung der Hausbesitzergewinne auf Kosten der Mieter und er genießt sich nicht einmal, die Verschlebung der Mietenerhöhung, die durch die Krise gebieterisch erfordert wird, zu kritisieren. Noch manches andere gefällt dem Herrn Krumpke nicht, so widerspricht es seinem katholischen Herzen, daß die Lebensgefährtin des Mannes der angebotenen Gattin, gleichgestellt wird; vor allem aber wollen wir uns merken, daß er in den von uns zitierten Zähen ein glattes Bekenntnis zum Hausherrnprogramm sofortiger und schrankenloser Mietenerhöhung abgelegt hat. Zu gelegener Stunde werden wir das den Christlichsozialen schon vor Augen rücken!

Geidl und Hitler.

In einigen bei nationalsozialistischen Funktionären gefundenen Schriftstücken kommt wiederholt der Name eines Münchener Fabrikanten Schmid vor, der besonders Interesse für die „Volkssport“-Bewegung in der Tschechoslowakei gezeigt hat. Wie sich nun herausgestellt hat, ist dieser Münchner namens Schmid identisch mit dem Reichsdeutschen Schmied, der im März 1927 mit dem Führer der tschechischen Faschisten Gajda verhandelt hat und auch im Prager Hotel „Graf“ zu einer Besprechung war. Damals wurde viel gesprochen, daß Gajda durch die an Schmied ergangene Einladung zu der Besprechung feststellen wollte, ob die deutschen Nationalsozialisten im Fall eines faschistischen Putsches in der Tschechoslowakei Neutralität bewahren, ja eventuell den Faschisten Hilfe leisten würden. Dieser Beratung, woran auch ein Vertreter der zaristischen Russen teilgenommen hatte, folgte eine Besprechung in Eisenstein, die im Juli 1927 stattfand.

Man mag aus diesen Fakten ersehen, welche hoffnungslose Toren die jungen Menschen waren, die sich für den Nationalsozialismus exponiert haben.

Die Rassen noch immer in der Minderheit.

Washington, 26. März. Das Repräsentantenhaus lehnte mit 216 gegen 192 Stimmen den Zusatzantrag zur Steuerreform ab, durch den die Verteilung von Bier mit einem Alkoholgehalt von 2,75 Prozent gestaffelt werden sollte.

Die Bierkonferenz bereits Anfang April.

London, 26. März. (Reuter.) Wie erst jetzt bekannt wird, sind gleichzeitig mit der Einladung MacDonalds an Tardieu zu einer Besprechung über die Donaufrage Einladungen an den deutschen und den italienischen Außenminister ergangen, deren Antworten bis jetzt jedoch noch nicht eingegangen sind. Die Konferenz soll Anfang April stattfinden und wird, wie man hier annimmt, voranschließlich ein oder zwei Tage dauern.

Tardieu hatte gestern eine Unterredung mit dem italienischen Vizepräsidenten Grafen Manzoni. Die Unterredung betraf einerseits die Frage der Donaufrage, andererseits Reparations- und Abrüstungsprobleme, speziell aber die Fragen der Marineabkommen. Tardieu soll hierbei den italienischen Vizepräsidenten davon verständigt haben, daß in Kürze eine französisch-britische Einigungsformel sowohl in der Donaufrage, als auch in der Reparationsfrage und in Bezug auf die Vorbereitungen zur Lausanne-Konferenz verwirklicht und bekanntgegeben werden würde.

Berlin, 26. März. Wie das Cont-Büro erfährt, ist die Einladung der englischen Regierung zu einer Konferenz, auf der zwischen den Vertretern Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens die Donaufrage besprochen werden soll, heute nachmittags hier eingegangen. In maßgebenden Berliner Kreisen steht man der Einladung sympathisch gegenüber. Ort und Termin der geplanten Besprechungen stehen einstweilen noch nicht fest. Gegen London als Konferenzort hätte man nichts einzuwenden, wenn gleich die eine oder andere Macht Bedenken dagegen äußern könnte, da die Abrüstungskonferenz am 11. April ihre Arbeiten in Genf wieder aufnimmt und die Anwesenheit führender Politiker dafelbst notwendig macht.

Das „Berliner Tageblatt“ teilt mit, daß Kanzler Brüning wahrscheinlich an den Beratungen nicht teilnehmen können und daher durch Staatssekretär von Bülow vertreten sein wird.

Kursnotierungen der Kreugerpapiere suspendiert.

Stockholm, 26. März. Wie „Svenska Morgensbladet“, das Blatt der Regierung, meldet, soll die Notierung aller Kreugerpapiere an sämtlichen Börsen suspendiert werden.

Die Sachverständigenkommission, die die Lage der A. V. Kreuger & Töhl zu untersuchen hat, veröffentlichte ihren ersten Bericht. Darnach scheint die vorläufige Uebersicht zu zeigen, daß die Stellung der Gesellschaft nicht zu halten ist und daß bei einer Abwicklung durch Konkurs die Aktien nicht mit Gewissheit ausreichen dürften, um alle Verpflichtungen der Gesellschaft zu erfüllen.

Vergleich vor dem Reichsgericht.

Berlin, 26. März. Der Vergleich, der vor dem Leipziger Staatsgerichtshof zwischen dem Vertreter der Preußenregierung und dem Vertreter der NSDAP über die Rückgabe des beschlagnahmten Materials abgeschlossen wurde, bedeutet nicht, wie die Blätter melden, irgendeinen Rückzug der preussischen Regierung. Gemäß der Entscheidung des preussischen Innenministers, welche bereits vor der Leipziger Verhandlung getroffen worden war, wird bloß das straf- und polizeirechtlich nicht zu beanstandende Material den Nationalsozialisten rückerstattet, während das übrige einer weiteren Prüfung unterworfen werden wird.

Dem „Abend“ zufolge werden die Nationalsozialisten nur diejenigen beschlagnahmten Gegenstände zurückerhalten, die sich unmittelbar auf die abgelaufenen Wahlen beziehen, wie die Vereichnisse ihrer Mitglieder, Flugzettel u. ä.

Hitler, der Kandidat der Reaktion.

Der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg, der General a. D. von der Goltz und Admiral a. D. von Schröder, alles Reaktionäre besonderer Prägung, haben einen Aufruf zugunsten der Wahl des „Arbeiterführers“ Adolf Hitler veröffentlicht. Der Aufruf ist charakteristisch dafür, wer die sogenannte Nazi-Arbeiterpartei stützt und wer nicht. Es sind Herzöge, Grafen, Generaldirektoren und andere feudale Herrschaften.

Der Bundesvorstand des Reichslandbundes hat ebenfalls die Parole für Hitler ausgesprochen. Im ersten Wahlgang hat der Landbund eine Parole noch verweigert. Er überließ „den tüchtigen Gruppen der Nationalen Front die Herausstellung der Persönlichkeiten“. Jetzt ist Hitler der offizielle Kandidat der Herren von Kalkreuth, von Rohr, des Fürsten von Culeburg und der übrigen dreitausend bankrotten Großgrundbesitzer des Ostens.

Hitler, der Führer der nationalsozialistischen deutschen „Arbeiter“-Partei, ist immer offener und offener der Steigbügelhalter der sozialen Reaktion. Deutschlands. Die Sozialpolitik der Hitler-Partei ist unerhört. Sie kann ja alles! Sie kann den Arbeitern gegen die schwerindustrielle Reaktion hohe Löhne und den Bauernlöhnen gegen die ostelbischen Bankrotteure Siedlungsland verschreiben; warum soll sie den ostelbischen Großgrundbesitzern nicht neue Besitzhaltungssubventionen und Zölle verschreiben, die den Arbeiter und den Bauern gleichermaßen schädigen?

Die Sizilianische Vesper.

Am 30. März 1282.

Von Phönix.

Das wunderschöne Land Sizilien kann auf eine reichbewegte Vergangenheit zurückblicken, in der es von verschiedenen Völkern besiedelt, von den verschiedensten Herrschern ausgebeutet wurde. Ursprünglich von Hellenen kolonisiert, dann unter punischer und römischer Herrschaft, wurde die herrliche Insel im 5. Jahrhundert Teile der Vandalen und der Ostgoten. Nach deren Sturz kam es an Byzanz und wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts von den übermächtig vorwärtstreibenden Arabern erobert. Und die schufen eine reiche und eigenartige Kultur auf dem Untergrund eines bunten Völkergemisches, bis die Normannen die ganze Insel an sich rissen. Das war um 1091. Und nach dem Aussterben der romanischen Königsdynastie gelangte das Land durch Erbgang in die Hände der Hohenstaufen. Ihr glanzvoller Sproß, Friedrich II., führte Sizilien zu einer nie wieder erreichten Blüte empor.

Nachdem König Manfred, ein natürlicher Sohn Friedrichs, tapfer kämpfend, in der Schlacht bei Benevent im Jahre 1266 gefallen war, rief sein Besiegter, Karl von Anjou, der Bruder des Königs von Frankreich, die Krone an sich. Seine Regierung war eine Mißwirtschaft schlimmster Sorte. Die übermächtigen französischen Barone sahen das Land aus, und der Steuerdruck steigerte die allgemeine Gärung. In diesen sechzehn Jahren französischer Tyrannei aber vereinigte man sich. Still und heimlich glomm im Lande die Flamme der Empörung. Des unvergesslichen Manfreds einzige Erbtöchter Konstanze hatte sich mit Don Pedro, dem König von Aragon, verheiratet. Ihm wollte man das Reich geben. Von ihm erhoffte man sich die Wiederkehr besserer Zeiten.

Der Edelmann Johann von Procida, ein berühmter Arzt aus Salerno, der von Karl wegen seiner Treue für die Staufer verbannt worden war, vermittelte die Unterhandlungen zwischen den Sizilianern und dem Hofe von Aragon. Es gelang ihm, zum byzantinischen Kaiser Geldmittel zu erlangen und den Papst für die Sache der Sizilianer günstig zu stimmen, was damals

natürlich viel zu bedeuten hatte. Als aber dieser starb und sein Nachfolger franzosenfreundlicher Gesinnung war, verzögerte sich der Ausbruch der Revolution, indes Don Pedro bereits mit einer ansehnlichen Flotte scheinbar gegen Algerien und die Mauren losging. Bald sollte ins Pulverfaß der Funke des Zufalls fallen.

Am Ostermontag 1282, der auf den 30. März fiel, belustigte sich das Volk von Palermo zur Stunde der Vesper mit Ausflügen und Spaziergängen. Ein Franzose beleidigte bei dieser Gelegenheit ein junges, adeliches Mädchen tödlich. Man zerrte den zu straff gespannten Bogen. Es kam zu Streit und Kampf. Mit Ru stand die Leute von Palermo unter Waffen und an einem einzigen Abend wurden alle Franzosen, die sie fanden, schonungslos niedergemacht. Man sagt, daß man die Verdächtigen ein schwer auszusprechendes italienisches Wort habe nachfolgen lassen und daß man daran, wie sie es aussprachen, die Franzosen erkannt habe.

Unaufhaltsam griff die Empörung um sich. Ehe der April zu Ende ging, folgte Messina dem Beispiel Palermos und tötete die fremden Tyrannen aus. Karl von Anjou eilte rasch nachher herbei. Nach der mißlungenen Belagerung von Messina landete im August Don Pedro mit einem großen Heer, zu dem sich seine Verbündeten von Pisa und Genua gestellt hatten, und drängte den verhassten Anjou auf das Festland zurück. Die ganze Insel huldigte als dem rechtmäßigen Erben Manfreds dem aragonischen König und seiner Gemahlin.

Zwanzig Jahre lang hatten freilich Pedro und seine Söhne Karl und dessen Nachfolger zu kämpfen. Erst 1302 wurde die aragonische Dynastie in einem Friedensschluß von den Anjou feierlich anerkannt. Sie blieb im Besitze der herrlichen Insel, einem Juwel in der Reihe der spanischen Provinzen, bis 1714 der Friede von Rastatt nach dem Spanischen Erbfolgekrieg das schöne, oft hariggeprüfte Sizilien unter die Vormachtigkeit des Hauses Savoyen brachte.

Artikel 15 für Japan ein casus belli.

Drohungen mit dem Austritt aus dem Völkerbund.

Tokio, 26. März. Nach Blättermeldungen beabsichtigt die Regierung, dem Völkerbund formell mitzuteilen, daß Japan aus dem Völkerbunde austreten werde, wenn dieser auf der Anwendung des Artikels 15 des Paktes auf den mandchurischen Konflikt bestohe.

Führende Blätter erörtern die Austrittsabsicht unter ausdrücklicher Betonung des Ernstes der politischen Lage. Das Außenministerium und das Kriegsministerium sowie andere Regierungsstellen hätten eine Einigung in dieser Frage bereits erzielt, so daß die jetzigen Meldungen keineswegs mehr nur den Charakter von Versuchsbällen hätten. Die Verhandlungen in Genf hätten gezeigt, daß der Völkerbund nur „ungenügendes“ Verständnis für die ostasiatische Lage habe. Auch hätten kleinere Mitgliedsstaaten des Völkerbundes unter Außerachtlassung größter Gesichtspunkte der Konflikt zum Anlaß genommen, ihre eigene Position im Völkerbund durch Ausnützung gewisser Völkerrechtstheorien zu stärken. Beides erschwere und verzögere die direkten Verhandlungen zwischen Japan und China und damit die Liquidation des Konfliktes. Aus diesem Grunde halte Japan das Austritts aus dem Völkerbunde für ratsam. Der Kriegsminister kündigt in dem gleichen Sinne an.

Japan sei entschlossen, die mandchurische Frage schnellstens und gründlich zu bereinigen, eventuell ohne Berücksichtigung der Wünsche des Völkerbundes.

Diese Meldungen der japanischen Presse wurden bisher zwar noch nicht bestätigt, doch wird von glaubwürdiger Seite versichert, daß der

Generalsekretär des Völkerbundes Sir Drummond vor einigen Tagen dem Vizekonsul in Tokio mitgeteilt habe, daß der Völkerbund in dem Mandchurienkonflikt Artikel 15 in Anwendung bringen wolle, auch wenn Japan sich dagegen wehren würde.

Die Waffenstillstandsverhandlungen kommen nicht vom Fleck.

Schanghai, 26. März. Nur dem eifrigen Drängen des Gesandten der Vereinigten Staaten und des englischen Gesandten ist es zu verdanken, daß die chinesisch-japanischen Waffenstillstandsverhandlungen gestern nicht vollkommen gescheitert sind. Diese Gefahr tauchte auf, als es die japanischen Delegierten auf das entschiedenste ablehnten, das genaue Datum zu nennen, an welchem der Abmarsch der japanischen Truppen aus dem chinesischen Gebiet beginnen wird. Sie wollten lediglich annähernd eine Zeit nennen, d. i. sechs Wochen, während welcher der Abzug der japanischen Truppen aus dem besetzten Gebiet erfolgen sollte. Diese Unsicherheit wollten die Chinesen nicht akzeptieren und erklärten, daß die Japaner dadurch versuchen wollen, das chinesische Gebiet auf längere Zeit besetzt zu halten. Sie erklärten weiters, sie würden die Beratungen nicht fortsetzen, gingen jedoch über Drängen der beiden Gesandten darauf ein, heute, Samstag, mit den japanischen Delegierten neuerlich zusammenzutreffen.

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen.

Montag: 9.00 Kirchenmusik. 11.00 Slowakische Kompositionen. 12.00 Glockengeläute. 16.45 Tanzmusik. 18.00 Deutsche Sendung: „Prophet Sokrates“ Beispiel. 21.00 Orchesterkonzert. — Brunn: 16.00 Konzert. 18.00 Deutsche Sendung: Prof. Treimer: Durch vulkanische Tätigkeit verursachte Naturkatastrophen. — Währ.-Osterr.: 12.00 Symphoniekonzert. 16.00 Orchesterkonzert. 20.00 Blasmusik. — Berlin: 11.00 Volkskonzert. 18.45 Kammermusik. — Breslau: 18.40 Chor-Konzert. — Hamburg: 14.00 Frühling. 19.00 Zellen im Dämmer. — Königsberg: 18.45 Vederstunde. — Leipzig: 11.30 Bach-Kantate. 15.45 Alte und neue Tänze. — München: 18.45 Sprechstunde. 20.00 Orchesterkonzert. 21.05 „Parfissal“ von Wagner. — Wien: 10.10 Symphoniekonzert. 13.30 Eine Stunde bei Josef Strauß. 17.00 Rollisch-Quartett.

Mittwoch: Prag: 11: Schallplatten. 15.30: Komische Lieder. 17.10: Marionettentheater. 18.25: Deutsche

Zendung; Arbeitersendung; Rudolf Storch; Erziehungsgrundsätze im Arbeitersport. 19.20: Jazzmusik. 20.05: Philharmonisches Konzert. — Brunn: 15.30: Lieder. 18.25: Deutsche Sendung: Dr. Gluck: Schumann, ein Bränner Arbeitersänger. — Berlin: 16.55: Lieder mit Brassche. 21.25: Orchesterkonzert. 22.25: Arbeitslosigkeit in der NSD. — Hamburg: 19.30: Klavierkonzert. — Königsberg: 20: Kammermusik. — Langenberg: 20.45: Symphoniekonzert. — Mühlacker: 19.55: Sarraphonkonzert. — München: 19.35: Chor-Gesang. — Wien: 19.45: Lieder mit Arsen aus alten Singpielen.

Donnerstag: Prag: 12.20: Schallplatten. 15.20: Lieder. 17.05: Haydn-Streichquartett. 18.25: Deutsche Sendung, Lothring: Vom Leben und Schaffen der Bäuerin, 21: Orchesterkonzert. — Brunn: 12.45: Arbeitersendung. 18.25: Deutsche Sendung: „Die Geliebte“, Frauenstück von Arno. — Berlin: 15.40: Japanische Lieder. 18.15: Kammermusik. — Breslau: 20.30: Josef Haydn. — Hamburg: 20.45: Der Humor großer Musiker. — Leipzig: 19.30: Konzert. — Wien: 15.30: Beethoven. 19: Anwerkkündigung über Dösterreich.

Tagesneuigkeiten

Zwei Minuten Gedenken.

Wie alljährlich so wird auch in diesem Jahr am Charfreitag während zweier Minuten der Opfer des Weltkriegs gedacht, der Opfer, welchen Tausende der Erwigkeit wurden und deren in zwei Minuten gedacht werden soll, um dann sogleich wieder zur „Tagesordnung“ schreiten. Aber sei dem wie immer, die kurze Zeit des Gedenkens soll nicht ungenützt verstreichen und wir widmen die erste Minute dem Jahr

1918!

Front, Sehnsucht nach Frieden, daß gegen die Sinnlosigkeit des Mordens, Zusammenbruch, fliehende Truppen, Auflösung und doch Sinn im Chaos. Der Soldat will wieder Mensch sein. Ungefragt bleibt das alles, aber irgendwie erfüllt. Vom letzten Naustienerwörter beim R.-G.-Zug bis zum Referententag, jeder will Schluss und neuen Anfang; erfüllt und erträumt im Marsch auf verstaubten Straßen eine neue Welt so müde, ach so müde. Ja, wenn wir 1918 nicht so müde und abgekämpft gewesen wären, vielleicht hätten wir das Rad der Geschichte doch mit einem kräftigen Aufschub entscheidend vorwärts drehen können. Augenblicke gewaltiger Hoffnung gab es wohl. Auf dem Heimmarsch zerklühten und zerbrachen sie die Waffen, heimkehrende Gefangene grüßten mit dem Ruf „Evviva la pace“ und jubelnd dankte man. Verprechungen gab es in Hülle und Fülle, Wilson lieferte seine 14 Punkte. Aus dem Chaos sollte eine wirkliche Demokratie geboren werden: Sie wählten sehr wohl, wählten ein Jangreisen sich einmal aus ihrer Demokratie werde schieben lassen! Und wir haben ihnen, trotz des Friedens, geglaubt! Offiziere und Mann sollen einander nur mit Bruder ansprechen, die prächtigen Distinktionen, wie Sterne und Goldtressen, Säbel und Goldknöpfe sollen verschwinden; der ganze Zauber gehört nicht mehr in eine Welt, die auf breiterer demokratischer und sozialer Grundlage aufgebaut werden soll! Und tatsächlich sprachen einander in den Anfängen der Neugründung der Armer Offizier und Mann mit Bruder an, war die Uniform des Kommandanten schlicht und einfach, wohnte in Millionen Herzen der Glaube, daß es vorwärts gibe in der kulturellen und menschlichen Entwicklung und, um das Maß der Verprechung und der Hoffnung voll zu machen, vernahm man immer wieder, daß dies der letzte Krieg gewesen sei und daß es überhaupt keinen Militarismus mehr geben werde, ja daß eine Welt komme — kurz daß die Opfer des Krieges für eine große und schöne Idee starben, für eine friedevolle soziale demokratische Welt, die ihren großen Ausdruck findet in der völkerverständlichen Institution des Völkerbundes.

Mit diesen Erinnerungen vor Augen widmen wir die zweite Minute des Gedenkens dem Jahre

1932!

Militärmusik durchzieht die Straßen, Spießbürger erschauern vor Ehrfurcht und Militarismus ist Trumpf. Mitren in der Demokratie fanden begeisterte Aufnahme: der Samtkragen für den Mantel des Offiziers und irgendein goldener oder silberner Leibriemen für die Uniform; es kam der Säbel ihm zugeschnitten als Besonderheit vor dem Zivilisten, es leuchten wieder die goldenen Sterne auf dem Baret und Mantel, es funkeln und blitzen die Goldknöpfe kurz der ganze Zauber ist wieder erwacht und mehr als jemals lebendig. Alle diese Bestrebungen fanden viel Verständnis und insbesondere die Abschaffung der Ansprache „Bruder“, die gleich nach der Geburtsstunde der Demokratie erfolgte, aus Gründen der Disziplin, bezeugte verständnisvollster Einsicht. Die Disziplin oblag über den Geist der demokratischen Kultur. Soldatenelitenmorde ließen Stoff für Zeitungen, Soldatenführer empörten zwar die Öffentlichkeit aber die Militärjustiz ist ihnen gegenüber müde und ein Minister darf soweit gehen, zu erklären, daß die Vorgesetzten von den Untergebenen geschützt werden müssen, statt umgekehrt. Die Demokratie steht Kopf und Trumpf ist eine waffenstarrende Welt! Nach Genf entsendete sie ihre Vertreter zur Abrüstungskonferenz und Völkerbundsarbeiten, mit dem Ergebnis, daß die Rüstungsindustrie keine Sorgen zu haben braucht, wegen Beschäftigungslosigkeit stillgelegt zu werden oder sich kostspielig umstellen zu müssen. Der Völkerbund und die Abrüstungskonferenz, die mit in die Ideenwelt einbezogen wurden, um bereitwillig die ganze Welt vorgab, Krieg geführt zu haben, sind durch Mächte, welche leidet aus dem Chaos neugebärt hervorgegangen, zur Weltspott geworden und was bleibt als Ergebnis, die traurige Erkenntnis, daß wohl neue Firmen neu beschildert, sich ausgemacht haben, aber der Geist in dem sie geführt werden, der gleiche geblieben ist. Es ist der Geist des Hasses, der nationalen Mißgunst und der Hegemoniegehrte. Die letzte Sekunde des Gedenkens sei eine Mahnung an die Nachhader zur Selbstbestimmung, denn die Opfer, deren gedacht werden soll, müssen geehrt werden durch Taten, die ihren Tod nicht sinnlos erscheinen lassen und die bis jetzt nicht erfolgt sind.

Der Igel.

Arbeiter, kümmert euch um eure Jugend! Unterstützt die Kinderfreundebewegung und die Jugendorganisation. Der Sozialismus beginnt nicht in der Versammlung, sondern in der Familie!



die Lebensversicherung für Ihre Schuhe!

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich. Beim Schumacher fachmännisch befestigt. Dauerhafter als Leder.

Der Frieden des Roten Kreuzes. 2 Minuten Verkehrsruhe.

Prag, 26. März. Heute vormittags wurde im Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses unter dem Protektorat und in Anwesenheit des Präsidenten der Republik der Frieden des Roten Kreuzes feierlich proklamiert.

Zur selben Zeit wurde der gesamte Straßenverkehr in der Stadt auf zwei Minuten eingestellt.

Eisenbahnunglück in Rumänien.

Bukarest, 26. März. Der von Braila nach Bukarest abgefahrne Schnellzug stieß heute nachts in der Nähe der Station Baldoinesci mit dem Personenzug Galatz-Braila zusammen.

Nach einer Meldung der Agentur „Orient-Redio“ sollen bei dem Eisenbahnunglück bei Baldoinesci keine Todesopfer zu beklagen sein.

Eine fast ungläubliche Walfischgeschichte.

Ein Wal von ungefähr 12.000 Pfund wurde, wie das „Hamburger Fremdenblatt“ aus England meldet, am Freitag in der Ebendüngung vor einem Bergungsdampfer gefischt.

Die Kommunisten und Herr Kagenellenbogen. Die Rubelpresse nimmt das freisprechende Urteil der Berliner Gerichte gegen den Schieber Kagenellenbogen zum Anlass.

Fabrikbrand in Komotan. Samstag abends entstand in der Zigarettenfabrik Goldberger vor dem Komotan ein Brand.

Ein schweres Unglück hat sich in der Nacht zum Karfreitag auf der elektrischen Gasreinigungslinie der Herzog Julius-Hütte bei Goslar ereignet.

Osterspaziergang eines Sozialisten. In Begleitung Fausts.

Von Walter Ludwig.

Osterspaziergang! Wer erinnert sich nicht hierbei an die Szene „Vor dem Tore“ in Goethes „Faust“?

Geblieden ist durch Jahrhunderte hindurch die gleiche Sehnsucht der Menschen, um diese Zeit des aufsteigenden Frühlings aus der Enge des winterlichen Lebens, aus gesellschaftlichem Zwang hinaus in freiere Weiten zu kommen.

In recht geschickter Weise hat sich auch hier das Christentum dieses frohen ursprünglichen heidnischen Festes bemächtigt.

Damals, als jene große Dichtung entstand, gab es noch keine Wirtschaftsform, die den Menschen so unter ihren Bann stellte, wie die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung.

Rur ein Bruchteil der Menschen findet heute seinen Weg draußen vor die Tore der Stadt, wo sich noch lange nicht die Natur in all ihrer Freiheit zeigt.

den Morgenstunden in vollkommen verholtem Zustande aufgefunden. Seine letzten Aufzeichnungen hatte er nachts drei Uhr gemacht.

Eine Schule stürzt ein. In englischer Nachbarschaft der ägyptischen Schule in Heidelberg stürzte ein Haus zusammen.

12stündiges Feuergefecht mit einem Wahnwagen. In Vale Elmo (Staat Minnesota) bog ein Kleinträger Ernst Kern in einem wilden Wahnwagensanfall auf die Passanten zu.

Erst zu früh und dann zu spät. Aus Reudorf im Bezirk Grotzsch berichtet der „Volkswille“: Am Sonntag, dem 26. März, hätte in Reudorf die Gemeindevertretung neu gewählt werden sollen.

den und Mea — wie sich bisher gezeigt hat — nur zum Vorteil der Gemeinde. Unsere Genossen haben bisher in anerkannter Weise in der Gemeindestube und im Ortschaftsrat gearbeitet.

den Ausspruch: „Da sich mir nur die schönen Knaben, es ist wahrhaftig eine Schmach, Gesellschaft bilden sie die allerbeste haben und laufen diesen Wägen nach“.

Und wenn der Burck von anno dazumal in seinem lebensvollen Liebermüt die schönsten Mädchen und das beste Bier und Händel von der ersten Sorte suchte, so sind eben aus den Händen und aus dem harmlosen Geplänkel von damals ererbte politische Zusammenstöße geworden.

Damals der Pfahlbürger: „Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten weit in der Türkei, die Völker aufeinander geschlagen.“

Die ganze Ruhe damaliger Zeit mit ihrer Sorglosigkeit spiegelt sich in jenen zwei Zeilen: „Dann lehrt man abends froh nach Haus und sognet Fried' und Friedenszeiten.“

Wessen trennen uns von jenen Zuständen damals und den Verhältnissen von heute. Getoß die „gute, alte Zeit“ hat es niemals in dem so oft betonten Sinne gegeben und unser Streben ist nicht darauf gerichtet, in wohl recht behagliche aber doch kleinbürgerliche Enge zurückzukommen.

den und Mea — wie sich bisher gezeigt hat — nur zum Vorteil der Gemeinde. Unsere Genossen haben bisher in anerkannter Weise in der Gemeindestube und im Ortschaftsrat gearbeitet.

Mißbrauch mit Goethe. Was die „offiziösen“ Goethe-Vereine in Weimar gutgemacht haben, verderben, wie uns von dort berichtet wird, die Pfahlbürgerlichen.

Palantzen-Moral — Pfaffenmoral! Im „Tag“ erschien kürzlich ein Aufsatz unter dem Titel „Reparationen für Mätressen“.

Es ist weder Eherz noch Haß, wenn wir dieser Zusammenstellung der Teufelstiftungen die Ueberschrift gegeben haben: „Reparationen für Mätressen“, sondern es ist grausige Wahrheit!

liches Gebot begehmet, daß Deutschland Tribut zahle! Wir halten ihr und der Welt heute diese Tatsache unter die Augen und fragen: Darf von diesem System auch nur ein Zielchen beiseite bleiben, ohne daß die Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens vergiftet werden?

Rötiger wäre es für Deutschland schon, daß es endlich vernünftig würde und so weit aushauerte, daß es mit einer Bewegung ausräumte, die es zwar in der Ordnung findet, wenn das deutsche Volk den davongelaufenen Fürsten Millionen zahlt, die ins Ausland verheirateten Töchter der deutschen Fürsten noch entschädigt, die es aber für unmoralisch hält, daß „Gefährten“, denen doch die christliche Kirche die Gleichberechtigung abspricht, den „Cheffrauen“ gleichgehalten werden.

Vollsperrverhaftung. In Ludwig wurde, wie uns berichtet wird, der Maurer Anton Beschl im Zusammenhang mit der Vollsperr-Affäre von der Gendarmerie verhaftet und dem Gerichte eingeliefert.

Ein Schwindler verhaftet. Aus Kaden wird uns gemeldet: In der Zeit vom Jahre 1929 bis 1930 hat sich hier ein Mann namens Paul Riedel aufgehalten, der, obwohl er keinen regelmäßigen Erwerb nachzuweisen in der Lage war, dennoch demütig über größere Geldmittel verfügte und auf großem Fuße lebte.

Die ausflugstrendigen Wiener. Bis Samstag früh haben etwa 80.000 bis 100.000 Wiener die Stadt verlassen. Entsprechend einer Schätzung der Bundesbahnen werden noch dem Kartenerwerb, während des Samstags und Sonntags früh weitere 80.000 bis 100.000 Personen aus Land fahren.

Zu der Jenaer Familientragödie, die jeden Todesopfer forderte, bringen die Berliner Blätter nähere Einzelheiten, denen wir folgendes entnehmen: Die Familie Maurer war in nächste Beziehungen mit in freundschaftlichen Verkehr zu dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Rittmeyer und dessen etwa 26 Jahre alten Gattin getreten.

Ein unterirdischer See in Texas. Der amerikanische Forscher Dr. Franz Dickson teilt mit, 25 Meilen nordwestlich von der Stadt San Antonio (Texas) eine ausgedehnte unterirdische Höhle gefunden zu haben, deren Alter er auf 25 Millionen Jahre schätzt.

Ein Standardwert gemeinnütziger Bautätigkeit.

Das neue Mietswohnhaus des Prager Volkwohnungsvereines.

Bauen oder nicht bauen — das ist die Frage, die heute in den Vorständen der Bauvereinigungen und in den Kollegien zahlreicher Industrie- und Gewerkschaften auf der Tagesordnung steht. Der allgemeine wirtschaftliche Pessimismus liegt dabei mit dem Optimismus des gemeinnützigen Bauführers im Streit. Bauen, das heißt den sozialen Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragen, aktive Gegenwehr erweisen gegen Wirtschaftskrisen und Massenarbeitslosigkeit. Nicht bauen heißt kapitulieren vor den Stimmen der Verzweiflung und den Unheilmächten des Niederganges. Daß trotz aller Widerwärtigkeiten bauvereinigungsähnlicher Bogen auch in diesen bösen Zeitläuften Großes vollbringen kann, dafür hat eine der deutschen Bauvereinigungen Prags dieser Tage ein monumentales Beweisstück vollendet. Das neue Mietswohnhaus des Prager Volkwohnungsvereines in Prag VII. ist ein feines Denkmal unentwegten Strebens nach höherer Wohnkultur, das sich durch seine Artform bewähren läßt.

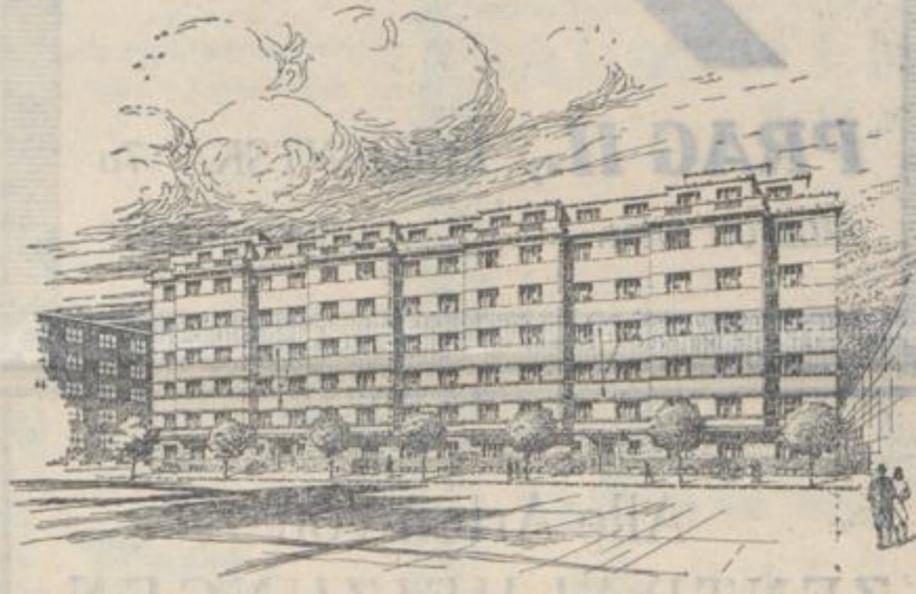
Der Prager Volkwohnungsverein.

Diese Bauvereinigung, die zu den bestfundiertesten der Republik gehört, ist 1908 als eine Gründung der böhmischen Sparkasse entstanden. Ihre Bautätigkeit datiert erst seit der Nachkriegszeit, wo es galt, für den starken Anstieg des deutschen Anstellten- und Beamtenstandes den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechende Wohnungen zu schaffen. 17 Hochhäuser mit 270 Wohnungen zeugen davon, daß sie einen wertvollen Beitrag zur Lösung des hausstädtischen Wohnungsproblems beigetragen hat. Die jüngste Schöpfung des Volkwohnungsvereines ist ein dreiflügeliges Mietswohnhaus das in unmittelbarer Nähe des neuen Messpalastes auf den sogenannten Gasmengründen (jedem fertiggestellt) wurde. Der Bauaufwand beträgt rund 11 Millionen Kronen. 150 Arbeiter haben ein volles Jahr lang an der Baustelle Beschäftigung gefunden, abgesehen von der vielfältigen Arbeitsgelegenheit, die durch die Ausführung indirekt geschaffen wurde. Der in den abnorm teuren Prager Verhältnissen begründete ziemlich hohe Aufwand für insgesamt 71 Wohnungen konnte nur mit Hilfe billiger Darlehen von Pensionsanstalten gedeckt werden. Hier offenbart sich die wohltätige Funktion der sozialen Versicherungsinstitute im Wirtschaftsleben. Die von den Versicherten eingezahlten Beiträge kommen in doppelter Form den Versicherten zugute. Unmittelbar durch Schaffung zusätzlicher Arbeitsmöglichkeiten und menschenwürdiger Wohnstätten, in späterer Zeit durch Rentenanzahl aus dem Versicherungskapital, das inzwischen nach sozialen Gesichtspunkten angelegt und in gewissenhaftester Weise verwaltet wurde. Die neueste Bauleistung des Prager Volkwohnungsvereines steht nun im Mittelpunkt sympathischer Aufmerksamkeit der deutschen und tschechischen Öffentlichkeit, weil er zum erstenmal innerhalb der Staatsgrenzen die neuesten Errungenschaften der Technik: Fernheizung, Warmwasserleitung, elektrische Kochherde — in den Dienst der gemeinnützigen Bauweise stellt. Wenn auch manches, was da auf Prager Boden unter der Voraussetzung einer hauptsächlich aus festangestellten rekrutierten Arbeiterkräfte, den gemeinnützigen Bauherren unserer industriellen Randgebiete nur als schöner Traum vorzuweisen mag, ist es dennoch wert, näher beschrieben zu werden als ein Vorbild kommender höherer Wohnkultur, die der Sozialismus allen schaffenden Menschen erkämpfen will.

Auf festem Grunde.

Privates und gemeinnütziges Bauen stehen einander in Gegensatz wie Feuer und Wasser. Der private Bauherr hat das Bestreben, eine hohe Grundrente sowie eine möglichst reichliche Verzinsung des Baukapitals herauszuwirtschaften. Der gemeinnützige Bauherr strengt sich an, für die aufgewendeten Mittel den Wohnenden ein Höchstmaß von Kultur, Gesundheit und Behaglichkeit zu bieten. Schon der Gesamteindruck des neuen Mietswohnhauses läßt keinen Zweifel offen, daß in jeder Abse seiner Entstehung die Idee der Gemeinnützigkeit eine erfolgreiche Schlacht gegen den Ungeist des Profites geschlagen hat. Das äußere Bild zeigt an, daß in der modernen Architektur sehr wohl strengste Sachlichkeit mit edler Gliederung der Formen zu vereinen ist. Die zur Erweiterung der Wohnfläche geschaffenen breiten Gänge bringen lebendige Abwechslung in die strenge Linienführung der Hausfronten. Unter Anlehnung an reichsdeutsche Vorbilder wurde die Flachdachlösung gewählt, um auch das

oberste Geschloß, das sonst als Kuppelkammer dient, für Wohnzwecke auszunutzen. Durch Zuzunahme der Front in dem siebenten und höchsten Geschloß des Hauses wurde Raum für sonnige Terrassen gewonnen. Die Grundrisse sind nicht von dem Gedanken der Rentabilität, sondern von dem Willen beherrscht, recht viel Licht und Luft sowohl in die Wohn-, als auch in die Nebenräume zu lenken. Diesem Ziel ist auch die Anlage der vier Stiegenhäuser untergeordnet. Der Bau ruht auf einem Fundament aus Betonarten und die aus ihm aufstrebenden Betonpfeiler verleihen dem Hause größte Stabilität. Das vorwiegend aus Schwemmland bestehende Gassechloßwipen Bauteil machte diese Vorsichtsmaßregel notwendig. Das ganze Eisenbetonfundament ruht in einer Banne aus bestem Isolationsmaterial, die das Gebäude gegen Erdfeuchtigkeit und eventuell ein-



Das elektrische Haus des Prager Volkwohnungsvereines.

brechendes Grundwasser schützt. Der Mangel an ausgelagertem Holzmaterial veranlaßte die Ausführung, die sonst üblichen Volldecken durch Eisenbetondeckungen zu ersetzen. Eine nach den neuesten Methoden hergestellte Schall- und Wärmeisolierung sorgt dafür, daß das Heim des Mieters der ruhige Mittelpunkt seines Lebens ist, wo er von den Stürmen des Lebenskampfes anrufen und neue Kräfte sammeln kann.

Aus dem Reiche der Hausfrau.

Die Bauführung wollte einmal ein vernünftiges Stück Nationalisierung vollbringen. Sie ging von dem Gedanken aus, daß die Hausfrau, ob sie nun berufstätig ist, oder sich ganz der Familie widmen kann, den größten Teil der ihr zustehenden Freizeit durch die bisherige unpraktische Einrichtung des Haushaltes einbüßt. Man hat Lösungen versucht, welche die Hausfrauenarbeit von den bisherigen zwölf oder vierzehn Stunden auf sechs bis acht Stunden täglich herabsetzen sollen. Erstes Ziel dabei ist: Herabminderung der Kuh- und Staubplage auf ein Minimum. Kohle, Holz und überhaupt irgendwelche direkte Feuerung sind aus den Wohnungen verbannt; die Heizung wird durch die Ferndampfleitung von den elektrischen Unternehmungen der Stadt Prag besorgt. Im Maschinenraum des Souterrains wird der unter langen Straßenzügen zugeleitete hochintensivste Dampf auch zur Bereitung von Warmwasser verwendet, das in alle Küchen und Badezimmer strömt. Die Kochherde werden — wie noch zu schildern sein wird — elektrisch beheizt, so daß sich ein großer Teil der mühevollen Hausfrauenarbeit auf einfache Hebelgriffe reduziert. Auch in kleinen Dingen wurde getrachtet, die Arbeitsbürde der Hausfrauen zu erleichtern. Die Türklinen sind aus Weißbronze, welche ohne das übliche stundenlange Polieren stets blank bleiben. Die Stellen, wo Türen und Fenster mit dem Verzug zusammenstoßen, sind gewöhnlich durch mehr oder weniger breite Risse, wo Schmutz und ungeeignete Unterchlupf finden, gekennzeichnet. Hier leben wir diese Stoffstellen mit Kautschukkleinwand abgedichtet. Auf dem Klopfbalken, der zu jeder Wohnung gehört, ist ein Speisestoff sowie ein

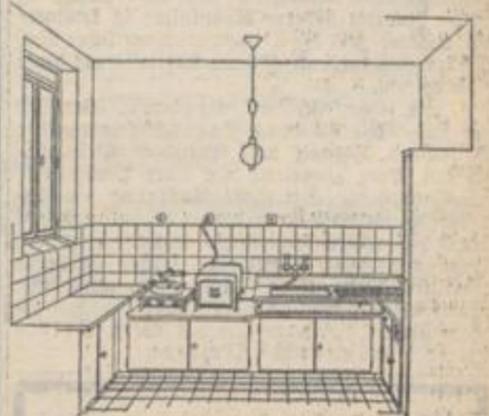
Kühlschrank platziert, welcher mit einer im Keller befindlichen Zentralkühlanlage verbunden ist. Das Schmuckstück jeder Behausung ist das Badezimmer. Die Badewanne ist eingebaut, wodurch das Ansammeln von Schmutz unter derselben vermieden wird. Im schön veredelten Baderraum befinden sich ferner ein Waschbecken mit Mischbatterie für Warm- und Kaltwasser, sowie eine praktisch an der verstellbaren Wand montierte Handbrause. Bidets für Warmwasserspülungen ermöglichen modernste Frauenhygiene. Die Armaturen sind zum größten Teile in die Wände versenkt, um die Putzarbeiten der Hausfrau auf ein Mindestmaß herabzudrücken.

An das große Vorbild des Wiener Marz-Hofes lehnt sich die Anlage der im Souterrain befindlichen Zentralwaschküche an. Jede Hausfrau kann in verschließbaren Abteilen mit dampfgeheizten Kesseln die Vorarbeiten leisten

dig durch einen schmalen Besenbalken, an dessen innerer Türseite das Bügelbrett verwahrt werden kann. Ueber dem Heizkörper sind noch Hand- und Geschirrtrockner montiert. Alles ist ohne viel Bewegung mit einem Handgriff erreichbar, ein ideales Arbeitsfeld für die sorgende Hausfrau, die in einer solchen Werkstatt wohl Lust und Liebe zu ihrem Tagwerk und dabei Zeit zur Kindererziehung und zu geistiger Betätigung finden kann.

Dienst am Mieter.

Dieses durch kapitalistische Klame viel mißbrauchte Schlagwort hat in dem Neubau noch durch manche andere Einrichtung seinen wahren Ausdruck gefunden. Im Souterrain befindet sich ein Bad für die im Parterre untergebrachten Junggefellenvohnungen. Ein Haus-telefon verbindet die Wohnungen mit Hausbesorger und Waschküche. Durch eine in allen Wohnungen eingerichtete Alarmanlage kann in Fällen von Gefahr der Hausbesorger alarmiert werden. Ein Telefonautomat mit Zelle sowie Lift stehen den Parteien zur Verfügung. Alle diese Errungenschaften — und das verdient besonders hervorgehoben zu werden — sind einem Mietwohnungs-haus dienstbar gemacht worden, das hauptsächlich aus ein- und zweizimmerigen Wohnungen besteht. Die Wohnungen wurden 3 Monate vor Bezug gründlich ausgebeizt, um den Mieter und sein Mobilar vor den bekannten Schäden der Neubau-Feuchtigkeit zu bewahren. Freilich konnten bei der Zinsbemessung die bekannt-eneren Prager Mietpreise nicht umgangen werden, aber das Große an der Leistung ist, daß der Profit, der so den privaten Bauherren für minderwertige Wohnungen zufallen würde, dazu verwendet worden ist, um den Hausbewohnern alle Errungenschaften der modernsten Wohnkultur zugänglich zu machen. Der Volkwohnungsverein hat damit ein Standardwert gemeinnütziger Bautätigkeit geschaffen. Es ist eine Pionierleistung in dem Ringen um höhere Wohnkultur und wird in besseren Zeitläuften manchen gemeinnützigen Bauherren als Vorbild und Ansporn dienen. Wenn uns in den engen Siedlungsverhältnissen unseres Gebietes vorläufig die Möglichkeit großzügigen sozialen Schaffens verweigert ist, wie es die Wiener Gemeindeverwaltung darbietet, so ist dieses Haus dennoch ein erfreulicher Beweis, daß die Wiener Bautätigkeit mächtig ausstrahlend und anregend zu uns herüber wirkt.



Die elektrische Küche.

Der häusliche Herd — elektrisch.

Den Fortschritt, den jede Hausfrau bei der Räberei von der Hand- zur Maschinenarbeit begreift und begrüßt, will die moderne Bauweise auch in die Küche übertragen. Aus der alten Küche wird ein behaglicher Wohnraum und die eigentliche Kocharbeit spielt sich in einer Kochnische ab, die der Hausfrau gerade den notwendigen Raum zum hantieren bietet. Diese Kochnische umfaßt bei einem Ausmaß von ca. 3 mal 2 Meter alle erforderlichen Einrichtungen. In die Fensternische ist ein Speiseschrank eingebaut, der mit der Außenluft in Verbindung, also gut ventiliert ist. Eine darauf angebrachte Platte aus Ahornholz macht ihn als Anrichtentisch verwendbar. Daneben der elektrische Herd, für Kochen und Braten eingerichtet. Die Handhabung dieses Wundergerätes wurde den Mieterinnen in eigenen Kursen beigebracht. Die Auswahl der Typen nahm der Volkwohnungsverein durch mehrmonatliche Ausprobung in Privathaushalten vor. Neben dem Herd befindet sich die Abwasch- und Warm- und Kaltwasserhähnen und Tropfbrett. Das zur Ablagerung des Geschirrs nach dem Waschen bestimmte Blech ordnet nicht und wird durch einfaches Abwischen nach dem Waschen sauber gehalten. Ein daneben angebrachter Serviertisch hat Schubladen für Besteck und hinter der geschlossenen Vorderwand ist der Aufbewahrungsort für die Waschkübel. Die Einrichtung wird vervollständigt

Die Feuerversicherung vollzog die Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft

PHÖNIX

in Wien, Direktion für die Tschechoslowakische Republik in Prag II., Revoluční 20. Telefon Nr. 60010, 60261, 60733.

Werk und Mitarbeiter.

Einige anerkennende Worte gebühren auch den Vereinsfunktionären und Mitarbeitern, die am Gelingen des Werkes Anteil haben:

Das Projekt — es zeigt den Fachmann auf dem Gebiete genossenschaftlichen Kleinwohnungsbauens — stammt von Herrn Arch. Adolf Fochr. Diefem war auch die Bauaufsicht und Leitung anvertraut, ihm zur Seite stand Herr Baumeister Wolf Schickelanz, der mit Fleiß und Energie seine Aufgabe löste. Die Wohnungstypen, die durch Einfügung einer Stockstufe der bisher üblichen Einzimmer-Wohnung zwei vollwertige Wohnräume gibt — eine Neuheit auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbauens hierzulande — entstammt einer Idee des Vorstandes und Baukomitee-Mitgliedes Arch. Hildebrand. Das Baukomitee, bestehend aus fünf Mitgliedern des Vorstandes, vertrat die Interessen des Prager Volkwohnungsvereines als Bauherr mit jenem Verantwortungsgefühl und jener Gewissenhaftigkeit, wie es die Verwaltung fremder Gelder, wie es gemeinnütziges Bauen erheischt. Die einzelnen Lieferungen wurden im Offertverfahren vergeben. Nicht immer war hierbei der Preis der erstmaligen Herstellungskosten ausschlaggebend, es wurde vielmehr Qualität und Dauerhaftigkeit bei schönem Aussehen und guter Wirkung, bei kleinstem Auf-



Genosse Josef Rohm,

Geschäftsführer des Prager Volkwohnungsvereines.

wände angestrebt. Billige Lieferungen bedingen meistens allzu frühe Ausbesserungs- und Erhaltungsarbeiten, die auf die Dauer kostspielig, dabei unwirtschaftlich sind.

Von den vielen Verhandlungen mit den Lieferanten sei jene mit den Prager städtischen Unternehmungen hervorgehoben. An der Spitze dieser Unternehmungen steht Herr Direktor Ing. Běsínský. Wir wünschten, daß alle staatlichen und kommunalen Erwerbsunternehmungen über eine derartig qualifizierte Leitung verfügen. Um vieles besser stünde es dann um Budget und Bilanz.

Beim Abschiede werfen wir nochmals einen Blick auf das mächtige Gebäude. Breite Fenster mit wenig Holz, das den Lichteinfall stört, zieren die Fronten. Dunkelgelbe Tapete sorgen für wohlthuende Unterbrechung der großen, in gelbem Edelputz ausgeführten Fassadenfläche. Der Bau zeigt Hegenwartsschärfe, steht aber gleichzeitig in die Zukunft höherer Wohnkultur in kommenden, besserer Zeit, die frei von wirtschaftlicher Not, mit der uns der untergehende Kapitalismus heute noch preßt.

Wir sehen ein Werk neuzeitlicher Baukunst vor uns, das sich durch Sachlichkeit und größte Einfachheit, Hygiene und Wirtschaftlichkeit auszeichnet, Prag avancierte von einer Provinzhadt zur Hauptstadt. Der große Vorsprung ausländischer Hauptstädte im modernen Wohnbau scheint durch diesen Bau wenigstens teilweise eingeholt. Ungehemmt durch Vorurteile, fanden moderne technische Erkenntnisse und Erfindungen größter Berücksichtigung, denn auch für den gemeinnützigsten Bauherrn gilt das Wort: Stilstand bedeutet Rückschritt.

Elektrische Personen- und Lastenaufzüge

liefert in stöcker Ausführung die Firma

J. Koch

elektrotechnische Aufzugesfabrik

Prag XI.,

č. p. 233. Postfach: Praha XI., 78

Telefon 538-85. 1509

BAUUNTERNEHMUNG

A. MOSE

INGENIEURE u. ARCHITEKTEN

1508

PRAG II., KLIMENTSKA 7a

TELEFON 60831.

TELEFON 60831.

Alle Arten von ZENTRALHEIZUNGEN SANITÄREN ANLAGEN WARMWASSERBEREITUNGEN und LÜFTUNGEN

Krankenhäuser, Sanatorien, Kuranstalten, Bäder, Schulen, Villen, Wohnhäuser etc.

jeden Umfanges

werden fachmännisch und solid ausgeführt von der auf diesem Gebiet besteingeführten Firma

EMIL STÖHR

KOMM.-GES. 1515

Prag II., Klimentška 7a

Telephon 601-71, 652-04

Erstklassige Referenzen.

Verlangt Ingenieurbesuch.

Das hygienische Wohnhaus.

Wotto:

Das tägliche Bad sich so angenehm wie möglich zu gestalten, ist gewiß der entschuldigbarste Luxus, der sich denken läßt!

In wenigen Tagen wird in Polesovice „U Bozodky“ das modernste Wohnhaus Prags (Projektant und Bauleitung Arch. Bourci A. Fochr) seiner Bestimmung übergeben. Das Haus wurde mit den neuesten Errungenschaften auf technischem Gebiete ausgestattet und größtes Augenmerk der sanitären Anlage zugewandt.

Das Haus mit seinen 71 größtenteils Ein- und Zweizimmerwohnungen besitzt eine zentrale Warmwasserbereitung, welche den Wohnungsinhabern gestattet, zu jeder Tages- und Nachtzeit genau so wie kaltes Wasser so auch warmes Wasser zapfen zu können, wobei jedwede Manipulation an Elektro- oder Gasautomaten entfällt. Natürlich bleiben Unannehmlichkeiten, hervorgerufen durch Reparaturen oder durch Reinigen Wasser Apparate erspart. Eine wesentliche Rolle spielt auch bei Entfall dieser Gasautomaten oder Tefen der dadurch gewonnene Platz. Jede Wohnung besitzt ein Badezimmer, welches mit einer gußeisernen, innen weiß emaillierten, eingebauten, resp. seitlich verstellten Wanne, einem Waschtisch und einem Bidet ausgestattet ist. In den Küchen ist je ein zweiteiliger Spülschrank mit Einlegevorrichtungen, sowie mit seitlich angebrachtem, aufklappbarem Hartholztropfbrett montiert. Jeder der vorangeführten Apparate ist mit soliden, messingenen, vernickelten „Thiergärtner-Armaturen“ ausgestattet und sowohl mit Kalt- als auch mit Warmwasser versehen. Bei der Wanne ist außerdem eine Handbrause, mit messing-vernickeltem Spiralschlauch montiert und für Seifenabspülen ein Spülschrank in die verbleibende Wand über der Wanne eingebaut. Jede Wohnung besitzt einen Warmwassermesser zur Registrierung der verbrauchten Warmwassermenge. Nach dieser Methode bezahlt die Wohnpartei Warmwasser genau entsprechend dem Bedarf. Es ist sowohl die Warmwasser- als auch Kaltwasserleitung absperrbar, um bei vorübergehender Nichtbenützung der Wohnung, durch Entleerung der Leitung eventuell entstandenen Schäden vorbeugen zu können. Um bei Auswechslung von Dichtungen oder Ersatzteilen der Armaturen an den Apparaten nicht die Wasserzufuhr der ganzen Wohnung ausschalten zu müssen, ist Vorzüge getroffen, daß auch jeder Einrichtungsgegenstand nochmals separat außer Betrieb gesetzt werden kann. Um das unangenehme Aufwischen des nach dem Baden am Fußboden sich sammelnden Wassers zu vermeiden, ist eine Fußbodenentwässerung mit vernickeltem Einlaufrohr vorgesehen. Die Waschtische stellen eine ganz neue, zweckentsprechende Type dar und sind freistehend vor der Wand montiert, um jedwedes Anhaften von Schmutz zu vermeiden und ein leichtes Reinigen zu ermöglichen, wie auch überhaupt bei sämtlichen Apparaten auf bequeme Zugänglichkeit und Reinigungsmöglichkeit Rücksicht genommen wurde. Eine besondere Beachtung in dieser Hinsicht verdienen die formschönen, musterhaften in die Verfließung eingeordneten Badbatterien.

Die Aufwärmung des Wassers geschieht in vier voneinander unabhängigen, oder gemeinsam in Betrieb zu nehmenden Boilern, welche durch Ferndampf vom Prager Elektrizitätswerk beheizt werden.

Die Verlegung der gesamten Rohrleitungen erfolgte durchwegs in Maueröffnungen, tadellos gegen Schall- und Wärmeabgabe isoliert. Es stellt die einwandfreie und bis ins kleinste Detail durchdachte Rohrmontage ein Musterstück sorgfältiger, auf jahrzehntelanger Erfahrung aufbauender Werkmannsarbeit dar.

Die ganze Anlage, wie vorerwähnt, ist in kürzester Zeit einwandfrei und musterhaft von der Firma Emil Stöhr, Kommanditgesellschaft, Prag II., Klimentška 7a, zur vollsten Zufriedenheit des Bauherrn durchgeführt worden.

J. W.

Schwachstromeinrichtungen in den Altschulhäusern vom „Volkwohnungsverein.“

Im Partierre befinden sich Briefkästen, welche mit Telefonapparaten ausgerüstet sind, die den Verkehr zu den einzelnen Wohnungen gestatten. Jede Wohnung hat ihr eigenes Briefkastensfach, bei welchem auch ein Tafel angebracht ist. Das Fach ist mit einem Hahnenschloß ausgestattet. Eine Einrichtung umfaßt circa 20 Briefkästen. Von dem Telefonapparat in der Wohnung kann außer mit dem Briefkasten auch jederzeit mit dem Hausmeister und der Waschtische gesprochen werden. Eine Verbindung einzelner Wohnungen untereinander ist über Dunstschächel in einfachster Art möglich und liegt ein besonderer Vorteil darin, daß befreundete Parteien dadurch eine Haustelefonverbindung besitzen.

Außerdem ist jede Eingangstür der Wohnungen mit Alarmkontakt ausgerüstet. Bei Abwesenheit eines Mieters z. B. Urlaub usw.) kann dieser Alarmkontakt eingeschaltet werden und zeigt dann dem Hausmeister unbefugtes Betreten der Wohnung an.

Vorstehende Anlagen sind von einer besonderen Akkumulatorenbatterie mit Strom versorgt. Diese Batterie wird vollkommen automatisch vom Starkstromnetz aus aufgeladen.

Alle Apparate sind neuester Konstruktion, teils aus Metall, teils aus spezieller Isolationsmasse hergestellt.

Die Entnebelungsanlage in der
Wäscherei projektierte und baute

RADIA

Ventilationen Trocknungsanlagen

Prag II., Jáma 6,

Telefon 31775.

Fabrik Radotin,

Telefon RF 3128.

1516

Lackieranstalt

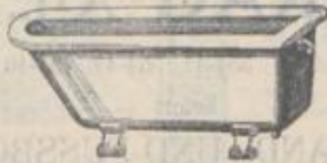
Karl Žatecký

Prag XVI. — Smíchov
Dušková 13. Telefon 422-39

Unveränderliche Pyroxylinanstriche,
Kunstarbeiten, Schleitlack und Pati-
nierte Anstriche, Schrift- und Holz-
malerei, Transparente.

1605

SPHINX Standard-Badewannen



aus edelstem Stahlmaterial, beiderseits emailliert, größte
Wärmeersparnis und Dauerhaftigkeit.

1418

Mauerdeckenschuh sowie Jugendverdichtung bei der Türen und Fenstern in
dem Neubau des P. V. W. V. in Prag, verfertigt mit Ganzleinen
und Kautschuk-Kompositionsmasse

1021

„System Stejskal“

Östl. Patent der Firma M. Stejskal, Prag-Břevnov,

Telefon Nr. 44929

Na Petřínách 848

Telefon Nr. 44929

Štranka & Melich,

Bau- und Kunstklempnerel

vollführt alle Bauarbeiten. — Erzeugung von Kupferwaren.
Spezialerzeugung von Kaminen und Windfangern. — Dach-
fenster, Fallschirme, Badewannen, Auf Verlangen Berechnungen.

PRAG XI., Krásová ul. 12.

Telefon 336 94

1029

Telefon 336.94

A E G

Elektrizitäts A.-G.

Prag II., Zlatnická 10

Telefon Nr. 62246-48

1031

Liefert alle Heiz- und Koch-
geräte für Haushaltungen so-
wie elektrische Herde jeder
Art für Klein- und Großküchen

Die modernst gebauten Wäschereimaschinen lieferte

Franz Kerčik - Jos. Franta

PRAG III. Na Kampě 515 — TELEFON Nr. 54953, 41891

Besichtigung besonders empfohlen

Ulgersdorfer Industrie-Aktien-Gesellschaft

Franzenthal a. B.

Fenster, Türen, Parketten,
Innenausbau.

1496

MÖBELFABRIK

W. SCHINKO & Co. B.-KRUMAU

ARCHITEKTURBURO
TÜREN- u. FENSTERFABRIK
SÄGEWERK - TELEFON 8

1497

Sämtliche Lackierarbeiten wurden von

Anton Korinek,

Prag VII., u Smalčovny

1513

ausgeführt.

Verwendet mehr Stahlblech!

In den U. S. A. werden jährlich pro Kopf der Bevölkerung
cca. 71 kg, in Großbritannien cca. 60 kg, in Deutschland cca.
27 kg, in Tschechoslowakei aber nur cca. 16 kg Bleche verbraucht.

Die Verwendungsmöglichkeit

ist vielseitig: Geschirre, Konserven, Verpackungen, Apparate,
Knöpfe, Bauzwecke, Möbel, Behälter, Kessel etc. etc.

Die inländische Blechindustrie ist gerüstet, auch den
höchstgestellten Ansprüchen nachzukommen und scheut keine
Mühe und kein Opfer, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben,
in der festen Überzeugung, daß

Stahlblech das Material der Zukunft

1438

ist.

Verwendet mehr Stahlblech!

Zimmer- und Dekorationsmaler
Friedrich Musil, Prag XVI. (Smíchov)
Palackého 40. Tel. 455-78.

Eine Arbeiterfamilie berichtet über die Sowjetunion.

Besuch bei einem Rußland-Heimkehrer.

In das sibirische Dorf Slaböe im Bezirke B. Kruman ist vor wenigen Wochen der Arbeiter Franz Ullmann nach sechzehnjähriger Abwesenheit aus Rußland heimgekehrt. Ullmann lebte also in der Sowjetunion seit deren Bestehen. In Kiew, einer Stadt mit 500.000 Einwohnern, war er jahrelang als Vorarbeiter in einem Elektrizitätswerk tätig. Als solcher ging es ihm nach seiner eigenen Aussage nicht am schlechtesten; es fehlte ihm nur ein Rang bis zur Kategorie der Techniker, die im Sowjetstaat bekanntlich eine bevorzugte Stellung einnehmen. Gegenwärtig sieht der Mann mit seiner Familie beschäftigungslos in seinem verlassenen Heimatdorf. Mit dem Beginn der Bauarbeiten wird er, falls er eine Arbeitsstelle findet, wieder auf seinen ursprünglichen Beruf zurückgreifen und als Maurer für die Bedürfnisse seiner Familie sorgen müssen.

In Begleitung eines hier bekannten sibirischen Genossen aus B. Kruman besuchte ich Ullmann in seinem Heimatdorf. Das von ihm bewohnte Haus am Eingang des Dorfes gehört schon zu den minderwertigsten seiner Art. Ueber einen lauten Hügel gelangt man zur Haustür und betritt ein Vorhaus, in dem allerlei Wirtschaftsgüter einen Platz gefunden haben. Von da führt eine Tür in den Raum, der, wie das auf den Dörfern noch sehr häufig üblich ist, Küche, Wohnraum und Schlafstube zugleich darstellt. Ein großgewachsener Mann kam uns entgegen und begrüßte uns in freundlicher Weise. In die Begrüßung mischten sich auch fremde Töne. Ullmann hat in Rußland geheiratet und nun seine Frau mitgebracht, die uns in der Sprache ihres weiten Heimatlandes ebenfalls willkommen hieß. Auf den Armen trug sie ein Kind, das, erst ein halbes Jahr alt, schon die große Reife von Klein hierher mitgebracht hat. Die dickwangenige Kleine blühte uns aus hellen Guckaugen furchlos an und schaute auch nicht zurück, wenn man während der Unterhaltung mit ihrem Vater Andäuelungsversuche mit ihr machte.

Die allgemeine Güternot und ihre Auswirkungen.

Während der Unterhaltung zeigte sich Ullmann als ein intelligenter Arbeiter, der auch über seinen näheren Umkreis hinaussehen und Auskunft über die Lebensverhältnisse fast aller Gebiete Rußlands geben konnte. Vor allem äußerte er sich scharf und ohne persönlichen Groll gegen das Sowjetssystem, wie er überhaupt von seinen persönlichen Geschehnissen sehr wenig mitteilte. Mit Rücksicht darauf, daß erst vor kurzem im Blatt die Schilderung eines Rußlandarbeiters über die dortigen Lebensverhältnisse erschienen, können viele Einzelheiten aus Ullmanns Erzählung weggelassen. Sie hängen sich mit dem, was in dem erwähnten Artikel mitgeteilt wurde.

Das trifft zunächst in bezug auf die Angaben über die einzelnen Arbeiterkategorien und die Versorgungswirtschaft zu. Auf den Nationalkarten stehen gewöhnlich vier Waren, zwei Lebensmittelgattungen und zwei sonstige Verbrauchsgüter. Doch, so meinte Ullmann, wäre es falsch, den Lebensstandard der russischen Arbeiter nach der auf diesen Karten angegebenen Anspruchsberechnung zu beurteilen. In mehr als der Hälfte der Fälle wird dem die Waren verlan-

genden Arbeiter in den staatlichen Konsumvereinen die Antwort zuteil: „Das ist nicht!“ Für die Charakteristik des vielgerühmten „freiwilligen Wettbewerbes“ zur Durchführung des Fünfjahresplanes erscheint mir folgendes aus den Mitteilungen Ullmanns bedeutsam. Fett und Butter sind nur im sogenannten Arsenal erhältlich. Allerdings da nur für bolschewistische Funktionäre und solche Arbeiter, welche eine „adarnaja karteska“, eine Bescheinigung über verdienstvolle und beispielgebende Arbeitsleistung im Zuge des Fünfjahresplanes vorweisen können. Es scheint also — das war besonders einer Schilderung von Ullmanns Frau zu entnehmen — das treibende Motiv beim „freiwilligen Wettbewerb“ vor allem die Aussicht auf den materiellen Vorteil zu sein. Bei der Warennot Rußlands ist das durchaus verständlich!

Besser als der allgemeine Durchschnitt sehen sich in der Lebensmittelversorgung die großen Industriezentren. Für diese gibt es die sogenannte Zentralversorgung, was praktisch mehr und bessere Lebensmittel bedeutet.

Die staatlichen Konsumvereine beschränken sich immer mehr nur auf die Vermittlung der auf den Nationalkarten angegebenen Waren. Schuhe und Textilien müssen am freien Markt zu bekanntlich erhöhten Preisen erworben werden. Es wurden nun in den einzelnen Städten Verkaufsstellen eingerichtet, welche sich nach den Preisen des freien Handels richten, obwohl sie auch nichts anderes als staatliche Genossenschaften sind. Der Zweck dieser Einrichtungen ist, dem Sowjetstaat höhere Einnahmen zu sichern. Die Sowjetbehörden durchbrechen auf diese Weise selbst die für die Konsumvereine festgesetzten Preise.

Die Warennot bringt nicht nur mit sich, daß die Menschen darben müssen, sie zwingt sie bekanntlich auch zum stundenlangen Anstehen und schließlich blüht gegenwärtig in Rußland ein lebhafter Kleinhandel. Ist es einem Arbeiter einmal geglückt, ein Kilogramm Butter z. B. zu erwerben, so wird er in den meisten Fällen zum Krämer. Er begibt sich damit auf öffentliche Verkaufsplätze, um aus dem Erlös für die Butter billigere Waren, Brot und Mehl, zu kaufen. Der wöchentliche Erholungsstag wird unter diesen Umständen zumeist der Jagd auf Lebensmittel und Gebrauchsgüter gewidmet, wodurch seine eigentliche Bestimmung hinfällig wird. Da beginnen die Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben. Der Begriff des Vergnügens und der Erholung, so erzählt Ullmann, wird immer unbekannter. Mangel an Zeit ertötet den Sinn dafür. Noch der Arbeitseifer und der Ehrgeiz durch die Konsumvereine sucht der Arbeiter zunächst im Kreise seiner Familie und so kommt es, daß sich die nach der Revolution überall errichteten Arbeiterklubs leeren und fast nur mehr der Treffer der Jungkommunisten sind. Im gleichen Maße läßt das Leben auf den Sportplätzen nach, denn die schlecht ernährten Arbeiter, auch die jungen Leute, haben nicht die nötige Spannkraft für regelmäßige körperliche Übungen. Gerade diese Auswirkungen des Sowjetismus sind äußerst ernster Natur, zeigen sie doch auf, daß die russischen Arbeitermassen unter den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen nicht einmal die nicht zu leugnenden kulturellen Errungenschaften der Revolution ausnützen können.

Was im allgemeinen „Gesellschaft“ genannt wird, das ist gegen Ende nichts anderes als ein Gesamtwillen, d. h. die Tatsache, daß die einzelnen sich in ihrem Tun und Lassen nicht nach persönlicher Willkür, sondern nach einem überpersönlichen Willen, eben dem Willen der Gesellschaft, zu richten haben.

Die politische Technik, diesen Gesellschaftswillen zu schaffen und damit dem Verhalten der einzelnen Richtung zu geben, ist durch den Gesamtwill der Gesellschaft bestimmt. In einem „genossenschaftlichen U- und Frühstaat“ (Fritz Kern) entscheidet die Gesamtheit in ursprünglich unmitteldarer Demokratie über ihr Schicksal. Im „Verrentenstaat des Erobererentums“ greift und vertritt eine (sowas) bewaffnete, herrschende Schicht; die mehr oder weniger best- und reichlos Arbeitenden haben nur zu gehorchen. Das Gewaltverhältnis kennt nur eine politische Technik: die brutale Willkür der Gewalttäter. Der absolute Monarch — dies erste Kapitel wiederholend — räumt seinen Verbündeten, Großadel und Pöbel treibenden Körperlichen (erster Stand), politische, d. h. Gesamtwillen gestaltende Rechte ein; gegen Steuer leistet er mit seinem stehenden Heer gegen feudale Willkür Rechtschutz! Der moderne Staat ist im Grunde vorhanden. Mit dem „otroyen setil“; dem in einer gewissen Höhe Steuer zahlenden Bürger erscheint der Jenus; nicht nur erheblicher Adel, auch erworbenere oder ererbter Reichtum wird in einem Faktor, der politischen Gesamtwillen mitgestaltet. Die absolute Monarchie von Louis XIV. wird zur Jenusmonarchie (monarchie consistante; Henry See) des Bürgerkönigs.

Das Proletariat bricht den Jenus, die politische Macht des Besitzes. Alle sind gleichberechtigt, an dem Gestalten des Gesamtwillens teilzunehmen, Vertreter in gesetzgebende Körperschaften zu wählen, die Verwaltung der Gesetze zu kontrollieren. Damit aber, da die überwiegend: Mehrheit beschloss ist, wird „der Nichtbesitzende zum Gesetzgeber der Besitzenden“ (Marx, Adenfrage); wird die Klasse in den Besitz der politischen Macht gesetzt, Lebensinteresse die Abschaffung des wirtschaftlichen

und Unterdrückung der dreien arbeitenden Massen ist, wird durch rohe Gewalt und „allerlei Kniffe“ (wie bereits der alte Thomas Morus weis) geführt. Dieser Klassen-, gesellschaftliche Zustand des Herrschaftsrechtes und des Herrschaftsstaates führt zu einem immer schärferen Gegensatz zwischen Arbeit und Eigentum — auch in dem Klassenstaat, wo bereits das gültige Recht keine persönliche Anrechtshaft kennt; im kapitalistischen Staat; wo der Arbeiter (wenn er Arbeit findet) den gesellschaftlich-gültigen Wert seiner Arbeitskraft im Lohn erhält; wo aber „die gesamte Arbeitskraft“ ebenso umsonst einer privilegierten Schicht — der Eigentümer der Produktionsmittel — arbeitet, wie in der Klassenfeudalistischen Epoche. Ja, das „technisch-ökonomisch“ hervorgerahene, „rechtlich-politisch“ aber der herrschenden Klasse zugewiesene Rechtsprodukt (oder Rechtswert) ist im Kapitalismus bedeutend größer als in früheren Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen, wo die Technik noch nicht entfaltet und daher auch die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit nicht so hochstehend war.

Kurz; auch der Kapitalismus ist eine Form der Arbeitsnechtshaft; auch die kapitalistische Arbeitsnechtshaft wird durch eine Rechtsordnung aufrecht erhalten, welche eine entsprechende Gewaltapparatur garantiert. Was dennoch die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung und damit die kapitalistische Form der Arbeitsnechtshaft von früheren, den Sklavischen oder feudalistischen, unterscheidet, das ist die freie Organisations- und Erziehungsmöglichkeit des Massenwillens; die Möglichkeit, daß die arbeitenden Massen sich ihres Schicksals richtig bewußt werden und ihren Willen zur Aenderung ihres Schicksals einleiten können. Denn dies vom Proletariat in langen Kämpfen erzwungene Recht der bewußten Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, das Recht des Kampfes können um ein wahrhaftes Recht, das kein arbeitsloses Einkommen mehr garantiert, heißt Demokratie. Diese Demokratie ist heute in Deutschland, und damit in Europa, in höchster Gefahr.

Jam Fünfjahrplan meinte Ullmann, daß mit viel Planlosigkeit an seiner Durchsetzung gearbeitet wurde. So verwies er z. B. darauf, daß die Kohlenzufuhr zu dem Elektrizitätswerk, in dem er arbeitete, nicht ausreichte. Das hatte vor allem seine Ursache in dem Versagen des Transportwesens. Man behält sich nun damit, daß man mit Dorf besitze. Allerdings machte das in ganz kurzen Zeitabständen die Reinigung der Kessel notwendig und die Folge waren fortwährende Störungen im Betrieb.

Anerkennend lauteten die Äußerungen über das neue Gesundheitswesen. In jedem Rahon bestehen Polikliniken, wo den Arbeitern und ihren Familien in der Zeit von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends kostenlose ärztliche Beratung und Behandlung zusteht. Es besteht die Einteilung, daß am Vormittag Kinder und Frauen, am Nachmittag ausschließlich die Arbeiter aus den Betrieben zugelassen werden.

Zum Schluß noch folgende Fälle aus den Angaben von Ullmanns Frau über den normalen Verlauf der Einkäufe:

Die kaufte in einer der oben erwähnten Verkaufsstelle Stoff für eine schwarze Jacke, den Meter um 50 Rubel (1 Rubel ist gleich 16 K). Vor allem mußte sie einen „Avans“, einen Voranschlag leisten. Dann war es notwendig, einige Tage hindurch in der Verkaufsstelle nachzufragen, bis sie der Stoff tatsächlich ausgefertigt bekam. Das Futter für die Jacke wurde ihr als „Seide“ mit 15 Rubel per Meter berechnet. Das Macherlohn eingerechnet, kam die Jacke auf fast 200 Rubel zu stehen. Wenn man ihren Wert mit 200 K angibt, so ist er sehr hoch eingeschätzt.

Ein anderesmal kaufte sie Schuhe für ihren Mann. Um 10 Uhr wurde der Verkauf eröffnet, aber die Frau stand schon seit fünf Uhr früh in der Reihe, um bestimmt ein Paar Schuhe zu erhalten.

Abfallserscheinungen?

Wehr als die Mitteilungen Ullmanns interessierte mich die Haltung seiner Frau. Der Mann urteilte ja doch nach westeuropäischen Maßstäben, während sich in dieser die Auswirkung der Sowjetentwicklung auf den russischen Menschen verlorperte. Allenfalls waren ihre Äußerungen für die Beurteilung der Beziehung zwischen Menschen und Sowjetismus ausschlaggebender.

Die bei den Russen immer wieder betonte größere Erdunfähigkeit traf auch bei ihr zu. Sie war in ihrer Beurteilung viel milder und öfter sprach sie während der Darstellungen Ullmanns abfälligem dazwischen. Es mußte ihr äußerst schwer gefallen sein, ihrem Manne noch dessen Heimat zu folgen und sie machte gar kein Hehl daraus, daß sie sofort wieder zurückfahren möchte. Als ich gar mehr scherzhaft als ernst bemerkte, mir Rußland auch einmal gründlich ansehen zu wollen, da leuchteten ihre Augen auf und in rascher Folge zählte sie auf, wo überall Arbeitsgelegenheit wäre. Und als sie aus dem geheimsten Winkel des Schranke einen Rubel hervorgeholt hatte und mir ihm mit Interesse beschichtigte, da strahlte ihr Gesicht vor Stolz. In diesem Augenblick erinnerte mich in ihrem Gesichte an die frühen Tage, wo sie stundenlang um einen Liter Petroleum in der Reihe stand.

Beim Ende dürfte es nur die Mutterliebe gewesen sein, die ihr befahl, von Kiew zu gehen, denn als wir über die Kinderfrage sprachen, äußerte sie sich folgend: „Solange sie (die Kinder) klein sind, geht es ja, die Kinder beziehen die gleiche Lebensmittelration wie die Frauen, es fällt zunächst auch etwas für die Eltern ab, wer-

Genossen! Genossinnen!

In

jeder Betriebsversammlung,
jeder Gesellschaftsversammlung,
jeder Genossenschaftsversammlung,
jeder Wählerversammlung,
jeder Frauenversammlung,
jeder politischen Versammlung,
jeder Versammlung oder Sitzung einer proletarischen Organisation sollt ihr für die

sozialdemokratische Parteipresse

intensivste Werbearbeit leisten.

den sie aber größer, so wird es schwer, sie durchzuführen.“

Dem gesellschaftlichen Leben drüben schien sie jedoch losgelöst. In den Veranstaltungen in den Arbeiterklubs bemerkte sie kurz, daß sie „das Theater schon lange nicht mehr mitgespielt“ habe. Das ist, auch wenn man ein noch kleiner Teil der russischen Arbeiter so denken sollte, insofern eine ernste Erscheinung, als dadurch dargelegt wird, daß kulturelle Errungenschaften der Revolution nicht ins Massenwollen übergehen konnten. Man mußte sich allerdings durch längeren Augenschein in der Sowjetunion selbst davon überzeugen können, ob das allein die Folge der gegenwärtigen langen Lebensverhältnisse ist, oder ob es zum Teil auch in der Danksagung der Bildungs- und Erholungsanstaltungen seine Begründung findet. Weiters sind derartige Äußerungen auch deshalb sehr bedenklich, weil unter solchen Umständen das Aufbauprogramm im Sowjetstaat nicht mehr als Sache der russischen Arbeitermassen angesehen werden könnte. Damit kommt man zu einigen grundsätzlichen Erwägungen.

Die große Belastungsprobe.

Wenn man in Diskussionen mit unbedingten Rußlandanhängern feststellt, daß alle Aufbaubemühungen noch nicht in die soziale Befreiung der russischen Arbeitermassen umgeschlagen haben, bekommt man immer wieder die Antwort, daß sich das mit der Steigerung der Produktivkräfte von selbst einstellen werde.

Eine Erhöhung der Produktivkräfte im kapitalistischen System bedeutet aber größere Verelendung der Arbeiterklasse. Gegen diese Ansicht ist theoretisch nichts einzuwenden. In der Praxis aber scheinen die russischen Nachhaber den für jede soziale Gesellschaftsgealtung wichtigsten Faktor, den Menschen, nicht hoch genug einzuschätzen. Gegen die In-Aussichtstellung einer eintretenden Verbesserung der Lebensverhältnisse hat man im Zeichen des ersten Fünfjahresplanes von den Völkermassen des Sowjetstaates die größten Opfer gefordert. Man tut es im zweiten Fünfjahresplan wieder, ohne den ersten Wechsel einlösen zu können. Bei allem Verständnis für gewisse zwangsläufige Maßnahmen der sowjetischen Nachhaber kann nicht übersehen werden, daß sich die Entwicklung der tätigen Mitgestaltung der Arbeitermassen zu entziehen ansieht, wenn sich nicht bald wirklich soziale Auswirkungen einstellen. Unter diesem Gesichtspunkt steht sich gegenwärtig alles Erwagen über die fernere Gestaltung der Sowjetverhältnisse auf die Frage zu, wie lange die Völkermassen der Union diese Belastungsprobe noch ertragen können. Wir jedenfalls wünschen, daß sie es über alle Anlaufschwierigkeiten hinweg imstande sind!

Revolutionäre Demokratie.

Zu einer Marx'schen Staats- und Rechtslehre.

Von Desider Hort.

Karl Kenners edelmütige geistvolle wie mahende Worte: Marxens Buchstaben gelten heute nicht wie am ersten Tag — d. h. nicht jitterte Buchstaben, sondern die Art und Weise, über das Soziale zu denken, es gestalten zu wollen, erhebt einen Gedanken, eine Schrift, eine Bewegung in die marxistisch-sozialistische Höhe —, können vor allem auf die Staats- und Rechtslehre des Marxismus angewendet werden.

Seite gibt uns nicht der Marx'sche Buchstabe, nur der Marx'sche Geist; die Marx'sche Methode der Wahrheits- und Wissenssuche, Antwort auf die Frage, was heißt Staat und Recht, was Demokratie und Revolution.

Auf die „Produktion“ der Güter, auf die Art und Weise, wie die Naturkräfte in Nahrungsmittel und andere Verbrauchs- und Gebrauchsmittel umgewandelt werden, erhebt sich überall, auch im primitivsten Gemeinwesen, eine „rechtlich-politische Organisation“, die die gültige Ordnung nach innen und nach außen aufrechterhält: ein System der Rechtsnormen, die Verhaltensregeln für sozial-wichtige Handlungen und Unterlassungen vorschreiben, und eine die Rechtsordnung garantierende „öffentliche Macht“, deren Organe gegen „Zwischenhandelnde“ einschreiten.

Dies: die Rechtsordnung und die so aufrecht-erhaltende Machtapparatur ist der Staat.

Privilegs, „die Grundlage der kapitalistischen Gesellschaft“ (Marx, Klassenkämpfe in Frankreich) verlangt.

Der Reiz ist Erziehungsfrage. Denn Demokratie ist nicht bloß ihr letztes Wort; allgemeines Wahlrecht. Sie ist auch die Pflicht, richtig zu wählen, vertretende Gesetzgeber und Verwalter richtig — Klassenmäßig — kontrollieren zu wollen. Sie ist die freie Willkür, Menschen — auch (und darauf kommt es an) die Bestrafen — zu bewachen und aktiven Mitgliedern ihrer Klasse zu erheben.

Kurz; Majorität ist Zeit werdender Demokratie.

Eine Gesellschaft, deren Arbeit in zunehmendem Maße Naturkräfte verrichten, denkt immer mehr — auch quantitativ, was die Zahl der Denkenden anbelangt. Es ist nur selbstverständlich, daß die zunehmende Mehrheit dieser immer mehr Denkenden die Gesellschaft ihrem Interesse gemäß umgestaltet; daß sie, richtig aufgeklärt, das Besitzprivileg abzubauen und auf solche Weise die Grundlage einer gerechteren und freieren Gesellschaftsordnung zu erschaffen sucht. Wo diese Sehnsucht durch Massenwillen und -organisation in die Phase ihrer Verwirklichung tritt; wo, mit anderen Worten, denkende und aktive Massen ihren Willen, das Besitzprivileg abzubauen, durchzusetzen vermögen, dort beginnt die revolutionäre Epoche der Demokratie.

Wir haben in Deutschland die Phase erreicht. Darum will die Bourgeoisie, in ihrer Cabanque-Stimmung, die Demokratie — koste es, was es wolle — vernichten.

Darum gilt es aber für uns, die neuen Besitzlosen, den proletarisierten Mittelstand, aufzuklären; die Demokratie auch für sie, wenn auch vorläufig noch gegen sie, verteidigen zu wollen. Denn gelingt es uns, den Angriff der Bourgeoisie und der sozialen Bewußtlosigkeit dieser Massen abzuwehren, so ihrer Klassenlage gemäß aufzuklären, dann wird hinter dem Trommel der Hölle noch ein anderer Rhythmus“ (E. Kolling) Schritt gesetzt werden.

*) Diese ohne nähere Angaben sind von Marx.

Telephonänderung

unserer Prager Zentralredaktion:
Nachredaktion (ab 21 Uhr) neu: **338-58**
(früher 267-97)
bei Tag unverändert: 267-95, 314-69

Kurhaus „Mesculap“ in Trentschin-Teplitz wird heute eröffnet.

Heute eröffnet die Erste Prager Krankenversicherungsanstalt, der Handels- und Privatangestellten ihr neues Kurhaus „Mesculap“ in Bad Trentschin-Teplitz und übergibt es dem zugedachten Zweck.



— Kostenloser Behandlung, Unterbringung und Verpflegung der Mitglieder. Diese Krankenversicherungsanstalt besitzt seit mehr als zehn Jahren eigene Kurhäuser in Karlsbad und Franzensbad, wo die Mitgliedschaft auf Kosten der Krankenversicherungsanstalt nicht nur Wohnung, ärztliche Behandlung und Bäder, sondern auch erhaltliche Verpflegung erhält.

Die Erste Prager Krankenversicherungsanstalt der Handels- und Privatangestellten, die älteste Anstalt dieser Art auf dem Gebiete der Tschechoslowakischen Republik, wurde im Jahre 1888 als ein die Krankenversicherung freiwillig durchführender Verein gegründet. Durch das Gesetz vom Jahre 1888 ist dieser Verein in eine Berlinstranzenkassa umgewandelt worden, in welcher Form die Anstalt auch heute weiterbesteht. Diese Anstalt hat bereits im Jahre 1912 ein spezielles Arbeitsprogramm auf dem Gebiete der Heilfürsorge aufgestellt und sich Ziele gesetzt, welche zum größten Teile bereits erreicht wurden. In den letzten Jahren wurde sogar mehr geleistet, als die Krankenversicherungsanstalt im Programm hatte, und zwar auf dem Gebiete der präventiven Heilfürsorge, welche Leistung weit über den Rahmen des Gesetzes reicht. Auf diesem Gebiete wurde eine ganze Reihe außerordentlich fruchtbarer Maßnahmen durchgeführt.

Durch mehr als 20 Jahre widmet die Krankenversicherungsanstalt ein besonderes Augenmerk den Volks- und Berufskrankheiten und hier speziell der Tuberkulose und Nervenkrankheiten. Für die Heilung dieser Krankheiten sorgte die Anstalt in der Weise, daß mit einer Anzahl von Sanatorien und Heilstätten Verträge abgeschlossen wurden, wo bereits seit Jahren die Mitgliedschaft auf Kosten der Krankenversicherungsanstalt sachgemäße Behandlung findet.

Die Eröffnung des Kurhauses in Trentschin-Teplitz bedeutet für die Krankenversicherungsanstalt eine neue Etappe der Wirksamkeit auf dem Gebiete der Heilfürsorge.

Das Haus „Mesculap“ liegt im Zentrum des Ortes Trentschin-Teplitz in unmittelbarer Nähe der Bäder und des Kurparkes, enthält 54 Zimmer mit 66 Betten, welche eigene Balkone haben, große luftige und helle Speisensäle, Räume für den Tagesaufenthalt der Mitglieder, ein besonderes Schreibzimmer für Patienten, in jedem Stockwerke Podestzimmer, ferner Zentralheizung, in allen Zimmern fließendes warmes und kaltes Wasser. Ein Personenaufzug steht den Patienten zur Verfügung, so daß auch in dieser Hinsicht für die Bequemlichkeit der Mitglieder gesorgt ist. Auf dem flachen Dache des dreistöckigen Gebäudes befinden sich schöne Liegehallen, ausgestattet mit prächtigen Garten- und Korbmöbeln und Bänken, so daß auch für Sonnenbäder gesorgt ist. Beim Gange befindet sich ein schattiger und gemüthlicher Garten. Zur weiteren Bequemlichkeit der Mitglieder wurde im Hause eine ärztliche Ordination errichtet.

Die Krankenversicherungsanstalt hat unter Berücksichtigung sämtlicher Wünsche der Mitglieder das Bestreben, das Kurhaus modernisiert und zweckdienlich ausgestaltet und hat auch die dort befindliche Küche mit den modernsten und hygienischen Einrichtungen versehen.

Die Hinrichtung des Bauernführers Kozina.

Wie die freien Chodenbauern zu Leibeigenen wurden.

Wenn unsere Bauern in ihrer Mehrheit noch gegen die Arbeiter stehen, so zeigt das, daß sie ihre eigene Geschichte nicht kennen. Sie wissen nicht, daß auch sie einmal Proletarier waren, ja, weniger noch als Proletarier: nämlich Leibeigene, Eigentum von Adligen, ihrer Freiheit beraubt, im Elend schmachtende Arbeitsmenschen, denen erst die Revolution des Jahres 1848 die Freiheit brachte. Aber sie wissen auch nicht, daß sie einst freie Männer waren, daß sie aber durch brutale Gewalt ihrer Freiheit beraubt wurden — von den Adlen jener, die jetzt die wütendsten Feinde des Aufstieges der Arbeiter sind. Unermesslich ist die Zahl der Bauern, die in den Kerkern gemartert wurden, weil sie nicht willig das Sklavenjoch trugen, groß die Zahl jener Bauern, die am Galgen starben, weil sie die Wortführer ihrer Klassengenossen waren.

Unter den Märtyrern der Bauernklasse, unter den Blutzengen ihrer gewaltsamen Unterwerfung ragt ganz besonders einer hervor: Johann Sladky, genannt Kozina, der allerdings von den tschechischen Bauern noch immer verehrt wird, namentlich seitdem ihm der tschechische Dichter Jirafel in seinem Roman „Hoblavci“ (Hundsköpfe) — ins Deutsche übersetzt, unter dem Namen „Chodische Freiheitskämpfer“ — ein Denkmal setzte, der aber leider den deutschen Bauern und auch den deutschen Arbeitern kaum bekannt ist. Und doch ist gerade die Geschichte Kozinas, die Geschichte des Widerstandes der Chodenbauern gegen die Leibeigenschaft, äußerst lehrreich und sie könnte den Bauern zeigen, wo ihr Platz auch in den heutigen Klassenkämpfen wäre.

Die freien Bauern vom Habsburger an einen Günstling verkauft.

Länger als die andern Bauern Oesterreichs hatten die Choden ihre Freiheit erhalten. Es waren die Bauern, die an den Böhmerwald-Pässen siedelten und dort die böhmische Grenze gegen Einfälle aus Bayern bewachten. Am Tachau und Pfaumberg herum waren es Deutsche, bei Taus Tschechen. Der Name stammt aus dem tschechischen „choditi“ (geben), weil sie die Grenzgegenden durchstreiften, um den Einbruch fremden Kriegsvolkes rechtzeitig zu melden und abzuwehren. In einer deutschen Urkunde aus dem sechzehnten Jahrhundert werden sie „Kottenbauern“ genannt, „wegen ihres Amtes von dem Beherrschenden wortlein Kottive, das ist des walds umgeger“. Sie hatten sich schon 1040 bei der Verteidigung der Pässe hervorgetan, als das Heer Heinrichs III. von Břetislav besiegte wurde. Wegen ihrer wichtigen Funktion hatten sie von den böhmischen Königen auch zahlreiche Privilegien erhalten, deren erstes von Johann von Luxemburg aus dem Jahre 1325 stammt. Aber schon im fünfzehnten Jahrhundert verloren die deutschen Choden ihre Freiheit; die tschechischen bei Taus erhielten noch im Jahre 1528 von Kaiser Ferdinand eine Bestätigung ihrer Privilegien. Aber auch ihre Lage verschlechterte sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts. Sie wurden zuerst an die Herren von Schwamberg verpfändet, dann folgte ihre Verpfändung an die Stadt Taus. Als nach der Schlacht am Weißen Berg die Stadt Taus, ihre Herrin, wegen der Beteiligung am Aufstand bestraft wurde, wurden die zwölf chodischen Dörfer an den Günstling des Kaisers, den Grafen Wolf Wilhelm Laminingen von Albenreut verpfändet und 1630 ihm um einen Spottpreis verkauft — obwohl sich die königliche Kammer dagegen ausgesprochen hatte und obwohl die Choden sich am Aufstand nicht beteiligt hatten, ja gerade aus Haß gegen die Stadt Taus zu dem Habsburger gehalten hatten.^{*)}

Der Kampf beginnt.

Mit dem Verkauf an Laminingen, einen struppeligen Hölbling, beginnt die Zeit der Leibeigenschaft, beginnt aber auch der Kampf um ihre Freiheit, der erst nach mehr als einem halben Jahrhundert mit ihrer völligen Unterwerfung zu Ende geht. Es gelingt Laminingen, dem Kaiser einzurufen, daß im Interesse des katholischen Glaubens seine Herrschaft dort notwendig sei, obwohl schon damals die Hälfte der Choden katholisch war und obwohl die Choden der Katholisierung keinen Widerstand leisteten. Es war ein reiner Klassenkampf, den Laminingen aber in einen religiösen Kampf umfälschen wollte. Als 1638 Leopold I. den Thron bestieg, bemühen sich die Choden wieder, ihre alten Freiheiten zurückzuerlangen. 1668 werden sie abgewiesen und es wird ihnen „ewiges Stillschweigen“ auferlegt. Sie sollen sich nicht einmal mehr

^{*)} Ein eben erschienenen Buch „Dějiny Chodů u Domažlic“ (Geschichte der Choden bei Taus) von Dr. Franz Koubík (Verlag des tschechoslowakischen Innenministeriums) gibt auf Grund umfangreicher Quellenstudien die erste authentische Darstellung der Schicksale der Choden und widerlegt auch viele der bisherigen irrtümlichen Anschauungen, unter denen besonders die ist, daß die Choden wegen ihrer Beteiligung am böhmischen Aufstand bestraft wurden. Uns interessiert hier besonders der Kampf der Choden gegen die Leibeigenschaft und die Gewalt Kozinas, worüber auch schon Emil Strauß in seiner Geschichte der Bauernaufstände in den Endenländern kurz berichtet hat. Auch der Name des neuen Herrn war bisher nicht richtig wiedergegeben. Er heißt nicht Laminingen, sondern Lamingen. In der Tradition der Choden lebt er als Lomikar.

beschweren dürfen. Wirklich werden zwei Bauern, die als Abordnung nach Wien geschickt wurden, um ihr Recht zu beweisen, verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt. 1680, im Jahre des böhmischen Bauernaufstandes, erzwingt Laminingen von ihnen die Rückgabe ihrer Privilegien. Aber sie geben ihm nur zweiundzwanzig Pergamente, während sie die restlichen zwei gut verstecken. Am Bauernaufstand hatten sich die Choden nicht beteiligt, sie hatten noch gehofft, daß ihre Bemühungen in Wien gut ausgehen würden. Im Jahre 1688 wurde aber Laminingen zu einem der königlichen Statthalter ernannt, und nun kann er seinen Einfluß noch viel unmittelbarer gegen die Choden einsetzen.

Im Jahre 1692 begibt sich wieder eine Abordnung der Choden nach Wien. Ihr Führer ist diesmal Johann Sladky — nach seinem Hof in Unjez auch Kozina genannt. Zugleich beginnen die Choden die Robot zu verweigern. Darauf werden in Wien sofort die Mitglieder der Abordnung verhaftet und in Ketten nach Pilsen geschickt. In Wien scheint man damals schon ein doppeltes Spiel gespielt zu haben. Der Kanzler Graf Skinsky soll damals zu Kozina gesagt haben, er sei selbst für die Aufhebung der Leibeigenschaft, obwohl er neun Herrschaften habe. Auch der Kaiser soll ihnen Hoffnungen gemacht haben, daß ihre Wünsche erfüllt werden. In Wirklichkeit hatte er aber die Choden mit einem Hinweis auf seine Entscheidung vom Jahre 1688 abgewiesen. Als diese Entscheidung den Choden vorgelesen wurde, erklärten sie sie für eine Fälschung und begannen wieder die Robot zu verweigern. Wieder schickten sie eine Abordnung nach Wien und dieser wurde mit die Erledigung schriftlich mitgegeben, die sie dem Statthalter übergeben sollte. Die Choden mußten glauben, die Entscheidung sei zu ihren Gunsten, in Wirklichkeit enthielt sie die Aufforderung, den Widerstand der Choden zu brechen und ihre Pergamente zu vernichten. Als das vor ihren Augen geschah, waren sie natürlich sehr enttäuscht. Während aber die Abordnung nach Prag weilte, kamen Lamingens Burggraf und Verwalter nach den Chodendörfern, um dort noch verdächtigen Briefschaften zu suchen. Dabei kam es zu einer Zusammenrottung, wobei der Burggraf vom Pferde gerissen und von den Choden als Geißel gefangen gehalten wurde, ohne daß ihm auch nur das Geringste zuleide geschahen wäre.

Das war aber auch die einzige Gewalttat in diesem „Aufstand“, der vornehmlich in der Verweigerung der Robot und in Abordnungen bestand; denn als dann Militär kam, leisteten die Bauern keinen Widerstand, sondern flohen in die Wälder, wobei sie allerdings vielfach Fenster und Türen zerstörten. Aber das genügte Laminingen, sich direkt beim Kaiser zu beschweren, daß die Choden Rebellen seien, und ihre strengste Bestrafung zu verlangen.

Das Gericht für die Choden.

Aber obwohl der Kaiser strengste Untersuchung anordnete, konnte das Prager Gericht nur zu einer milden Strafe kommen. Von den verhafteten Mitgliedern der Abordnung wurden nur zwei als Anführer, nämlich Georg Syla und Johann Sladky-Kozina, zu einem Jahre Zwangsarbeit in Eisen verurteilt, vier andre sollten sofort freigelassen werden, wenn sie Gehorsam versprochen; auch der Advokat der Choden, ein Baron Wastus Tunkel, wurde zu einem halben Jahre Gefängnis verurteilt. Aber das Gericht empfahl zugleich Laminingen, die Choden nicht als Rebellen zu behandeln, weil das nur zu einem Unglück führen könne. Auch sollten die Choden nicht über das Roborpotent hinaus belastet werden. Das Urteil fand in Wien, wo Laminingen seinen Einfluß spielen ließ, keine Gnade. Es wurde ein zweites Gericht eingesetzt, dem auch zwei der früheren Besitzer angehörten. Auch dieses gab ein Gutachten ab, daß es sich nicht um einen Aufstand handle, sondern um ein „öffentliches Verbrechen“, weil die Choden nicht ohne Ursache das Joch der Unterwürfigkeit abwerfen wollten, sondern sich nur auf ihre Privilegien beriefen, die sie dem Kaiser zur Entscheidung überließen. Es sei auch zu keiner Widerständigkeit gegen das Militär gekommen, weil die Choden in die Wälder flüchteten und die in Prag verhaftete Abordnung sei ja gar nicht dabei gewesen. Ausdrücklich wurde erklärt, daß Kozina nicht der Anführer sei.

Aber Laminingen düsterte nach Blut. Er verlangte in einer Zuschrift, daß wenigstens die Hauptschuldigen mit dem Tode bestraft würden. Inzwischen wurden aber neue Verhaftungen vorgenommen und die Statthalter übten einen Druck auf die Untersuchungskommission aus und verlangten ausdrücklich exemplarische Strafen. Die Richter hatten nicht die moralische Kraft, diesem Druck zu widerstehen. Bezeichnend ist, daß man die Verhafteten hungern ließ, da Laminingen die Unterhaltungskosten zu decken er verpflichtet war, nicht leistete.

Die goldene Krone der Libussa.

Während sich diese Dinge abspielten, hatte Laminingen noch ein Argument gegen die Choden in Erfahrung gebracht, das beim Kaiser die Wirkung nicht verfehlen konnte. Ihre Abordnung habe nach Wien eine vergoldete eiserne Krone der Fürstin Libussa mitgenommen, von der es schon während des Bauernaufstandes hieß, es werde mit ihr ein Mann aus dem Volke gekrönt werden, um sich an die Spitze der Bauern zu stellen und

Zum 100. Todestag Goethes:

Goethe-Gedenkschrift

(Sonderdruck des Arbeiterjahrbuches)
Herausgegeben vom Parteivorstand der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
Beiträge von Alfred Kleinberg, Emil Franzel, Ludwig Kohler;
Nachdruck aus Goethe, Mehring, Marx, Karl Kraus.

Preis 2 60 Kč, für Organisationen 2 30 Kč.
Bestellungen an die Bildungszentrale,
Prag 11., Refazanta 18

Böhmen wieder eine Zeit des Ruhmes und der Freiheit zu verschaffen. Tatsächlich war der Kaiser dadurch beunruhigt und ordnete eine strenge Untersuchung an. Später erst stellte sich heraus, daß Kozina in der Wohnung des Anwalts Tunkel eine alte Krone aus vergoldetem Eisenblech gefunden hatte, die offenbar die Türken während der Belagerung Wiens aus einer Kirche weggeschleppt hatten, die aber nicht einmal zwei Groschen wert war. Tunkel hatte sie mit einem Eisen gefüllt und Kozina erbat sie als Geschenk für die Kapelle des heiligen Antonius in Taus, vergaß sie aber dann im Gasthaus.

Die Hinrichtung auf dem Stadtplatz in Pilsen.

Inzwischen aber leistete diese Nachricht noch gute Dienste. Am 8. Februar 1696 legen die Statthalter dem Kaiser einen neuen Ertragsantrag des Gerichtes vor. Das Konzept war zuerst Laminingen vorgelegt worden, der daran auch einige stützige Änderungen vornahm. Der Antrag verlangte für drei Verhaftete, Johann Selner, genannt Cincraf, Christoph Gruby und Johann Sladky-Kozina, die Todesstrafe. Für die andern Zwangsarbeiter von verschiedener Dauer. Da dieser Antrag in Wien längere Zeit liegen blieb, argierte im Rat Laminingen die Erledigung. Der Kaiser wollte zunächst die Geschäfte mit der goldenen Krone geklärt haben, und es wurde der 9. September, bis er das endgültige Urteil fällte. Es war milder als das frühere Urteil. Es sollte nur einer gehängt werden, nämlich der, den man in Prag als den Schuldigsten ansehe, die beiden andern sollten je zehn Jahre Zwangsarbeit, sechs sollten Zwangsarbeit von einem und zwei Jahren erhalten, alle andern sollten gegen Kebers freigelassen werden nach dem lateinischen Grundsatz: ut sit poena ad paucos, terror autem ad multos (Strafe für wenige, Schrecken für viele).

Nun hatte also wieder die Prager Kommission zu entscheiden, wer der Schuldigste sei. Erleichtert wurde ihr das dadurch, daß der mutige Tosenauer Dorfrichter Gruby an den Folgen der schweren Gast gestorben war. Entgegen ihrem früheren Gutachten, worin sie Selner an erster Stelle angeführt hatte, entschied sie nun, daß Kozina der Hauptschuldige sei, der durch seine Beredsamkeit die andern mitgerissen habe.

So wurde am 28. November 1696 auf offenem Platz in Pilsen Kozina mit dem Strang hingerichtet. Sechshundschzig Choden, die Schöffen und Richter der Gemeinden, mußten mit ihren Kindern zusehen, damit auch in der nächsten Generation Schrecken verbreitet werde.

Legenden um den Märtyrer.

Aber das Ende Kozinas schreckte nicht ab. Noch nach Jahrhunderten lebt sein Andenken unter den Choden fort und die Sage schmückte es weiter aus. So hieß es, Kozina habe, als er schon mit dem Strick um den Hals auf der Leiter stand, sich noch zu Laminingen gewendet und ihm zugerufen: „Lomikar! Lomikar! Binnens-Jahr und Tag stehen wir miteinander vor Gottes Richterstuhl!“ Tatsächlich sei Laminingen innerhalb eines Jahres gestorben. Diese Version gibt auch Jirafel in seinem Roman wieder. Aber Koubík stellt fest, daß diese Szene ungeschichtlich ist. Sie wird zum erstenmal in einer Chronik vom Jahre 1799, also nach hundert Jahren, erwähnt. Wohl aber ist es richtig, daß Laminingen noch vor Jahresfrist, nämlich am 2. November 1696, gestorben ist. Seine Witwe verkaufte schon im Jahre 1697 die Herrschaft an einen Grafen Stadion, in dessen Geschlecht sie bis ins neunzehnte Jahrhundert verblieb.

Die Sage berichtet auch von der Fahne der Choden mit dem Bild eines Hundskopfes, wonach die Choden sich Hundsköpfe genannt hätten. Der Verfasser des Buches stellt fest, daß auch das der historischen Wahrheit widerspricht. Eine solche Fahne ist nirgends belegt. Auch hätten nicht die Choden sich Hundsköpfe genannt, sondern sie seien wegen ihrer Hartnäckigkeit von den Gegnern so geschimpft worden, und daraus erst sei wohl die Sage von der Fahne entstanden.

Mit Recht faßt der Autor sein Urteil über den Prozeß so zusammen: Der Prozeß gegen Kozina ist ein bereitetes Beispiel der damaligen parteiischen Justiz, die keine moralischen Skrupel hatte, wenn es sich um bloße Untertanen handelte. Kozina mußte sein Leben auf der Pilsener Richtstätte lassen als unschuldiges Opfer des schlechten Gewissens des damaligen Adels, der mit Recht einen Aufstand der bedrückten, unterdrückten Untertanen fürchtete.

Gustav Pollatschek.

Der alte Mantel und der neue Pelz.

Von Peter Penning.

Er kam verfröhen in das Café, um sich bei einer Tasse Fleischbrühe aufzuwärmen. Nichtig hing er seinen alten, abgetragenen Mantel an den Garderobeständer. Dieser Mantel war soeben erst von einem Leibhausbesitzer untersucht und juristisch geordnet worden. Jetzt befand er sich in der Gesellschaft eines eleganten Pelzes, der zwischen anderen Mänteln am Garderobeständer hing. War dem Pelz diese Nachbarschaft etwas peinlich, oder hatte der verfröhen Mann seinen alten Mantel nur ungeschickt aufgehängt, jedenfalls kam der Pelz plötzlich in Bewegung und fiel vom Haken. Der Mann hob ihn verlegen wieder auf und stellte dabei fest, daß der Pelz viel Geld wert war.

Der arme Mann setzte sich dann an einen Tisch in der Nähe des Garderobeständers und bestellte eine Tasse Fleischbrühe. Seine Augen gingen wohlwollend und zärtlich an dem kostbaren Kleidungsstück und fielen dann unwillig über seinen abgetragenen Mantel her, den das Leibhaus nicht mehr beleihen wollte. Sie zerfetzten ihn förmlich.

Dann kam die Fleischbrühe, und der Mann trank. Sein Magen erwärmte sich. Er schlug die Beine übereinander und schien jetzt Appetit auf eine Zigarette zu verspüren. Doch sein Geld mochte augenblicklich nur für eine Tasse Fleischbrühe reichen. Mechanisch griff er eine auf dem Tisch liegende Zeitung und versuchte zu lesen. Dabei gingen seine Blicke immer wieder zum Pelz, strichen ihn zärtlich und hatten etwas von dem Vokalen, mit dem man fremde Hunde zu betrachten und an sich zu bringen sucht.

„Wem gehört der Pelz?“ arbeiteten die Gedanken des Mannes. Überall an den Tischen saßen Gäste, denen der Pelz gehören konnte. Sie lasen, rauchten, tranken. Ein und wieder stand ein Gast auf, trat zu einem der Garderobeständer und zog sich einen Mantel über. Stand nicht endlich auch der seine Herr auf und nahm sich seinen Pelz?

Der arme Mann studierte die Speisekarte, konnte sich aber nichts mehr bestellen. Sein Appetit auf eine Zigarette hatte sich inzwischen zu einer krankhaften Sucht gesteigert. Seine Finger trommelten auf der Tischplatte. Der arme Mann war ein anständiger Mann. Er hatte noch nie gestohlen. Noch nie einen Jigovrenstummel auf der Straße aufgehoben. Sein einziges Verbrechen war bisher, ein Stück seiner Habe nach dem anderen auf das Leibhaus zu tragen. Jetzt besaß er nichts mehr als diesen Mantel, für den ihm sein Leibhaus der Welt etwas geben würde. Aber für den Pelz, der dort noch immer hing, würde er eine anständige Summe erhalten.

Ein anderer Gast an einem Nebentisch hatte diesen heimlich sich entwickelnden Prozeß lauernd beobachtet. Der arme Mann stand plötzlich auf und ging zum Garderobeständer, wo er erst mit zitterigen Fingern über seinen alten Mantel strich und dann in einer eisernen Entschlossenheit den Pelz vom Haken nahm. In gutgeübter Gleichgültigkeit, als wäre er jeden Tag gewohnt, einen 800-Mark-Pelz zu tragen, wollte er das Café verlassen. Er war auch schon durch die Drehtür gekommen, als hinter ihm lautes Geschrei einsetzte, Schritte dröhnten und plötzlich harte Hände nach ihm packten.

Am Nebentisch hatte sich inzwischen der andere Gast erhoben und war zum Garderobeständer gegangen. Er zog sich in aller Ruhe den alten Mantel des eben Verhafteten über. Niemand hinderte ihn daran. Unbeschäftigt konnte er

an der allgemeinen Aufregung des Lokal verfallen. Draußen präs er sich glücklich. Er war nämlich noch ärmer als der arme Mann, der den Pelz hatte stehlen wollen, um ihn aufs Leibhaus zu bringen. Er war sogar ohne Mantel in das Café gekommen. Er hatte auch seinen Kaffee nicht bezahlt.

Im Café spielte sich noch eine tragikomische

Szene ab. Der arme Verhaftete verlangte nämlich, ehe man ihn zur Wache brachte, bestig nach seinem Mantel. Aber es fand sich kein alter, abgetragener Mantel mehr am Garderobeständer. Man ludte den Armen aus, hielt seinen Protest für einen Trick und speidierte ihn mit lauten Rippenschlägen durch die Drehtür des Cafés hinaus die kalte Nacht ...

Das Lied vom braven Mann.

Von Hermann Drechsler.

Der Verfasser hat bei der Sozialistischen „Courier“, Berlin SO 16, ein Buch „Altenheim“, aus dem Tagebuch eines Wohlfahrtsdezerenten, erscheinen lassen (Preis M. 2.—, geb. M. 2.50), das auf Grund von Alten eines Wohlfahrtsamtes eine große Reihe von menschlichen Schicksalen, Opfern der Gerechtigkeit des bürgerlichen Staates und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ohne literarische Ambition, aber darum nicht weniger lesenswert ist, weil das Lesematerial von erhabener Wichtigkeit ist und weil es vom Autor mit hohem sozialem Verständnis gefolgt, durchforscht und bearbeitet ist. Nachstehend ein Teil eines der Kapitel des Buches:

Da liegt ein hart abgegriffener Band: „Anzahlreiche Todesfälle.“ — „Rekognosizierung von Leichen.“

Mit dem Brieföffner fahre ich in die aufgeschlagenen Seiten. Wohllos. Und auf der aufgeschlagenen Seite finde ich folgende Eintragung:

„Am Montag, den 8. November, wurde an der Staatsstraße nach Weidenberg die Leiche eines unbekanntes Mannes gefunden, den offenbar ein Schlaganfall getroffen hatte.“

19. November. Die Leiche des Unbekanntes wurde heute rekognosiziert. Es handelte sich um den achtzig Jahre alten Arbeiter Heinrich Nummer aus Weidenberg. Kosten sind in der Sache nicht erwachsen. Besondere.“

Damit ist der Fall erledigt, das Amt hat weiter kein Interesse daran. Niemand wird mehr um dieses Todes willen etwas unternehmen.

Aber dennoch dürfen wir den traurigen Fall des achtzig Jahre alten Arbeiters Nummer aus Weidenberg nicht beiseite lassen. Es muß uns nicht der Desinteresse, was hinter jenen dürftigen Zahlen steht. Wenn ein Achtzigjähriger am Wege stirbt, ist das kein gewöhnlicher Fall, den man einfach bewenden läßt.

Das Kreisamt weiß Bescheid. Er ist absolut unbescholten gewesen. Aber er hat eine große Zahllosigkeit begangen. 1912 rettete er einem Knecht das Leben und der Herzog geruhete gnädig, ihm die Rettungsmedaille am Band zu verleihen. Nummer aber lehnte die Auszeichnung ab.

Bravo, Alter! Du bist unser Interesse wert! Ich liebe dich deutlich in jener Gewitternacht. Ein Unwetter, wie selten, raste über die Erde, warf ganze Wälder nieder, vernichtete die Ernte durch Hagelschlag, zerstörte und verschlammte die Felder ... Nacht und Grauen herrschte. Höher und höher stiegen die Wasser. Der Bach war zu einem tosenden Strom geworden, der Häuser und Ställe drohend umspulte. Das ertrinkende Vieh drückte in den Ställen. Du sprangst den Nachbarn bei, selbstlos, wie du dein ganzes Leben gelebt. Und als der Knecht vom Gute, von den Ähren ergriffen, davongetragen wurde, sprangst du ihm nach und rettetest ihn mit eigener Lebensgefahr vom sicheren Tode. Ohne ein Auge geschlossen zu haben, ließt du nach beendeter Rettungsarbeit im Eilschritt davon, um ja noch zur rechten Zeit in die Fabrik zu kommen. Und

für solches Verdienst hätte man nichts übrig, als eine blecherne Medaille! Gut, daß du sie ausgeschlagen hast! Damit hast du gewonnen in den Augen aller aufrechten Menschen. Und so ein Leben mühte am Strahrentand beschlossen werden!

Das Schicksal des Alten muß uns Tageslicht, darf nicht der Vergangenheit anheimfallen. In seinem Schicksal spiegelt sich der Leidensweg einer ganzen Klasse.

Achtzig Jahre zählte der alte Proletarier, der da in einer rauhen Novembernacht am Strahrentand von einem Schlaganfall getroffen, aber Nacht im Chauffeegraben lag und am andern Morgen als ein unbekannter Mann aufgehoben wurde. Nach einem langen Leben voll Rechtschaffenheit war es ihm nicht einmal vergönnt, im Bett zu sterben. Wie ein Tier verendete er zwischen Straßenschmutz und Urat.

Der Pfarrrer wird nichtdestoweniger bei seinem Begräbnis mit zum Himmel gerichteten Blick gesagt haben: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Au Mühe und Arbeit hat es in einem solchen Leben kaum gemangelt. Aber köstlich war es sicherlich nicht. Es war eine Last, eine Plage, eine einzige Schinderei. Sechzehn Kilometer hatte der Alte täglich zurückzulegen. Acht Kilometer von seinem Heim zur Arbeitshütte und abends von dort acht Kilometer zurück.

Im Winter sah er sein Heim nur an Sonn- und Feiertagen. Wenn er frühmorgens aufstand, war es noch finstere Nacht, und wenn er abends heimkehrte, lag wiederum alles in tiefer Dunkelheit. Nach dem Abendessen tastete er sich schon schlaftrunken zu seiner Lagerstatt und wenn er morgens zur rechten Zeit wie ein Uhrwerk erwachte, tastete er sich wieder nach unten. Er brauchte kein Licht. Jeder Schritt, den er tun mußte, war ihm abgefaßt, jede Stiege, jeden Winkel fand er im Finsternen.

Acht Kilometer mußte er laufen, um zehn Stunden täglich schuften zu können, acht Kilometer lief er, von der Peitsche der Rot getrieben, immer in der Angst, die Sirene könnte drücken, ehe er das Fabrikstor erreichte.

Und wenn die zehn Stunden Arbeit geleistet waren, hatte er in seinen besten Jahren zwei Mark und fünfzig Pfennige verdient. Jede Stunde brachte ihm funfundzwanzig Pfennige ein. Dann mußte er acht Kilometer laufen, um seine müden Knochen ausruhen zu können.

Und sechs Kinder hat er ausgezogen von seinem kleinen Verdienst. Er hätte keinen Pfennig von dritter Stelle angenommen. Es war sein Stolz, seine Familie selbst zu ernähren. Wenn seine Jugend auch nichts weiter geworden, als Arbeitslohn, wie er, so freute er sich doch, wie ein König, der seinen Kindern Länder zum Brautgeschenk geben konnte.

Kannst du, der du dein weiches Bett erst zu verlassen pflegst, wenn die Sonne dich weckt und eiserne Hände dir bereits den Morgenkaffee auf-

getischt haben, dir einen Begriff davon machen, was es heißt, zehn Stunden täglich zu schuften und sechzehn Kilometer zu laufen? Nein, das kannst du nicht. Du weißt nicht, was Arbeit und Mühe ist.

Der Alte schritt seit seiner frühesten Jugend durch Sturm und Wetter, wie in Sommerhitze und Winterkälte. Immer rastlos vorwärts, der Blick auf den Boden gebettet, die Kilometer an den Chauffeebäumen abzählend, zuweilen sein Pfeifen schmaugend, immer freundlich und wohlgenut, obwohl unerträglich die Peitsche der Rot hinter ihm war. Ob auch die Knie wankten. Immer rastlos vorwärts ging er. Ein Schritt wie der andere, wie mit dem Metermaß ausgemessen.

Drei Schritte sind zwei Meter. Acht Kilometer bedeuten 12.000 Schritte. Jeden Tag 24.000 Wegschritte und zehn Stunden Arbeit! Jede Woche 144.000 Schritte, sechzig Stunden Arbeit und fünfzehn Mark Lohn. Zeit seinem dreizehnten Jahre machte er täglich denselben Weg. Fünfundsiebzig Jahre lang jeden Tag sechzehn Kilometer. Jedes Jahr 4800 Kilometer, in fünfundsiebzig Jahren 312.000 Kilometer, also fast achtmal um den Äquator herumgeritten ist er!

Ist das nicht ein stilles Verdienst am Strahrentand werden! Dieser Held, den die Sorge um sein und seiner Familie Leben achtmal um den Äquator trieb, gegen Sturm und peitschenden Regen, in Schneematsch und Kälte, während du noch im Bett lagst! Der zehn Stunden täglich schuifte, um Meilenweit zu erzeugen, den Reichtum der Fabrikherren zu steigern!

Ihr Herren von der Industrie und Hochfinanz: Steigt euch da nicht Schamröte ins Gesicht? In was unterscheidet sich dieser am Strahrentand verarmte Veteran der Arbeit vom Sklaven oder vom Strafving, der zeitlebens an seine Galere gefesselt war? Fünfundsiebzig Jahre hat er gearbeitet und in seinem achtundsiebzigsten warf ihn die Krise in die Reihen der Erwerbslosen. Nach der Auslieferung stand ihm nur noch die Altersrente zur Verfügung. Zweiundsiebzig Mark im Monat. Da zog er zu seinem Sohn im Vorort hinter dem Wald. Der war arbeitslos, wie er, und untröstlich wie der Vater, daß er unartig sein mußte. Nun hatte er nur noch fünf Kilometer, wenn er zur Stadt ging, auf den Stock gehn, wie in den Jahren, da er noch arbeiten durfte. Sein Rücken wurde krumm und krümmte, seine Lebenslust nahm ab, weil ihm der Lebensinhalt fehlte. Wenn er erzählte er von den alten Zeiten, wo man zehn bis zwölf Stunden arbeitete und kaum im Bett warm wurde, ehe man wieder raus mußte.

Seine Hand, Alter! Bist wirklich ein produktiver Mensch gewesen und hättest einen anderen Tod verdient, als am Strahrentand in Schmutz und Urat zu sterben!

Des Alten Fall ist kein Einzelfall. Tausende und aber Tausende gehen täglich einen ebenso weiten oder noch weiteren Weg. Sie alle laufen von Chauffeebaum zu Chauffeebaum zusammengepreßt die ungeheure Strecke um den Band der Welt. Einmal, zweimal — achtmal.

Ein Heerwurm von ungeheuren Massen mäht sich um die Erde. Jede auch, wenn er sticht! Wenn er rückläufig wird! Dann wird der harmlose Heerwurm zum Wahlstrom, der alles hinabreißt. Guten Reichtum, den die Sklaven erschuf, cure schönen Häuser, cure Schöne, cure Theater, Kirchen, Paläste, von denen erbaut, die namenlos, wie der Alte am Strahrentand verkommen.

Alles reißt er hinab! Hütet euch, ihr seid gewarnt!

Opfern in Jerusalem.

Wochenende.

Durch das fadenfarbige Zentrum der Altstadt mit seinem vielstimmigen Geschrei des beginnenden Wochenendes, jenem Gemisch von Knablaute, Ziegenmüll- und Bodinnenhörnchenbewegte sich ein dunkler schwarzer geladener Europäer.

Der Schattenschirm der Altstadt, des Tempelplatzes mit der Quermasse des Hofes schloß gegen den violetten Abendhimmel ab. Die Linie der tonernen Zinnen wird unterbrochen durch zahlreiche Minarette, auf denen die Gebetsrufer mit schallender, oft recht unmelodischer Stimme daran erinnern, daß es außer Allah keinen Gott gebe und Mohammed kein Prophet sei.

In halber Höhe der burghartig anstrebenden Stadt schlängelt sich die Straße von Jericho hinaus. Hohenhaft gut imstand, gewalzig und asphaltiert, denn sie ist eine englische Verkehrsstraße. Unendlich lange Kamelloraxen kommen auf ihr aus dem Jordantal heraufgehauelt, voran ein Beduine, der auf einem Eselchen sitzend an einem langen Seil die mit Kalkfäden beschriebene Karawane hinter sich berührt. Es folgen Fiegen- und Schafherden, das Ganze beleuchtet vom großen Schattenschirm überholender Autos, die sich mit viel Getöse und Schimpfen durch Menschen und Viehmengen drängen müssen. Tagelöhner mit einem vielstimmigen Geschrei der Treiber und Getriebenen, manchmal auch ein Geschrei oder das stille Wied eines frommen Wägers, denn auch dem Araber ist Jerusalem eine heilige Stadt.

Die Totenstadt.

Auf der anderen Seite des Adrontales dagegen ist Totenstadt. Dort ist ja auch die Totenstadt. Ein Waldhaufen von unübersichtlichen Mauern, hinter denen jede Religionsgemeinschaft ihre Heiligstümer befreit und verbirgt. Dort am Fuße des

Delberges ist jeder Zoll des heiligen Erdbodens heilig und darum auch ein Vermögen wert!

Nach der jüdischen Priebhof! Unzählige Gräber, vieredige Steinbauten. Hier ist der heilige Ort, wo sich am jüngsten Tag die Verstorbenen versammeln werden. Wunder fromme Krocht hat seine müden alten Knochen um die halbe Welt herum geschleppt, hat Heimat und Familie verlassen, um hier an heiligster Stätte ruhen zu können.

Der moslemische Priebhof nebenan untercheidet sich vom jüdischen nur dadurch, daß ab und zu zwischen den etwas anders geformten Gräbern eine fingerdicke, bestaubte, kimmerliche Aise wuchert. Hier, wo — nach arabischer Auffassung — am jüngsten Tag das goldene Seil über das Erdtrantal gespannt wird, auf dem die Verstorbenen hinüberwandeln ins göttliche Jerusalem, während die Sünder in die Tiefe stürzen, liegt die „Krem“ der arabischen Gesellschaft begraben.

Gethsemane.

Derjenige Teil des Delbergabhangs, der wegen seines Gartencharakters daraus Anspruch erheben kann, das historische Gethsemane zu bergen, ist nicht sehr groß. Da aber jede Religionsgemeinschaft mindestens ein Stückchen des heiligsten aller Erdstrichen besitzen möchte, hat man das ganze Tal aufgeteilt und in hohe Mauern eingeschloßelt.

Da hebt das russische Gethsemane: Eine Aufhängung riesenhafter Insektenkuppeln umhüllt flackernde Zypressen. Eine erdzüngelnde dies Kuppeln in einem Gold, doch Sowjetrußland hat kein Interesse an solchem Glanz und nun sieht alles abgerichtet aus und die Mönche und langjähigen Pöbeler, die dort hausen, nicht minder.

Daneben steht eine Kirche, deren prächtige Fassade an einen Tempel in jüdischem Stil erinnert. Einst standen dort Jahrhunderte alte Ölkränze im Garten, goldenen Blumen und bestigen Wegen. Jetzt (der Bau dürfte etwa fünf Jahre alt sein) hat man diese schwülbigen, horrigen Ölkränze, die über-

gens ihrem Alter nach bestimmt Christus erlebt haben können, überbaut, um ein Tugend Glasgeln überwölben das heilige Erdreich.

Neht oder minder gleichen die zahlreichen Gethsemanes einander. Doch nun zur evangelischen Gemeinde! Sie ist die einzige christliche Gemeinde, die im „Grundbuch des Gartens Gethsemanes“ nicht eingetragen ist. Drum sucht sie sich auch ein Stück, abseits gelegenes Plätzchen, das einem Privatmann christlichen Bekenntnisses gehört und der den alljährlichen Besuch der evangelischen Gemeinde stillschweigend duldet. Auch dort sind uralte, knorrige Ölkränze, genau wie drüben unter Gold und Glas.

Trüben höherer englische Konzessionen die heilige Vergrüßte hinaus zur hochgebauten Stadt. Es ist nämlich auch für die moslemische Welt Festtag: Der Rosenmonat Ramadan ist zu Ende, und zum Reib-Roh-Roh geht zu Fuß und Pferde das halbe Land nach Heils (Jerusalem). — Weil es aber bei dieser Gelegenheit niemals ohne Prügeln zwischen Arabern und Juden abgeht, sorgt die Regierung vor An den ehrendürstenden Stadttoren stehen Doppelposten und Kalkfädengehänge und auf den Straßen der Kreuzstadt stehen Konzessionen fahr- und schußbereit.

Feindenverehr.

Trotzdem hat Jerusalem Feindenverehr Hochkonzentration. Zehntausende Soldaten und Polizei sind überall, jedes Schritt und viele Privatleute haben Einzugsarten. Vom armen Gethsemaner Sprich Donnerbüsche bis zur Feindenverehr am amerikanischen Loby sind die Wohnungen gläubiger oder sensationellistischer Gäste verstreut. Hier eine griechische Weintheipe, wo die Amerikaner ihre Trockenheit vertragen und die Doppelstöcke mit ihren bewachsenen Rosenquodern mit fröhlichen Augen bewandern können. Tugendspieler, Gaukler, Händler aus allen Ländern und Erdteilen, Arabisch und geküßeltes, stürzen sich an die amerikanischen Geldsäcke heran, für die sie eine keine Währung haben. — Dort steht ein Glöcke, der in Hochdem Englisch — sprechen-

gewandt sind die Jerusalem, wie kaum ein Welt auf der Erde — einen Amerikaner davon überzeugt, daß er werden wird, wenn er ihm nicht einen weichen Korkstein abkaut, der ihm so gut zu Gesicht steht ... und erst den Damen ... Endlich ist Amerika bekannt und läßt sich stolz zu Gel knippen. Beritten wird zwar nicht, das hieße zu lange auf und Cool hat im Programm nur wenige Stunden pro Schab am laufenden Band vorzulegen. Der Korkstein ist im geschlossenen Auto war höchst überflüssig, aber was habet?

In der Altstadt haust sich der Verkehr in den engen, überbauten Gäßchen. Sie sind mit grünen Pfefferzweigen geschmückt, und allerlei Schmalzgerüche durchdringen die stickigen Luft dieses Labirinth. Das Aufstehende der Wohnbauwesen lockt mit seinen Schmalzgerüchen. Das Pfeffer ist mit Wollen und Säuren bedeckt, auch mit kostbaren Pfefferkörnern, denen weder Kamelwoll noch die Unanzen der Kuzken und Kalkfäden etwas anhaben können.

Vor der Grabstätte, die mitten in dem Durchgang der auf und abführenden Gäßchen gelegen ist, haust sich die andächtige Volkswange. Während ihnen die Gloden der deutschen Arbeiterklasse mit müssen sich mit dem Gedämmel der griechischen Kirchengeloden, die glodenpfeiflich an Trafficien rühmend in Bewegung gesetzt werden. Segnend erheben die Priester ihre Arme über die lebende Menae.

Anden hien der griechische Knecht mit an Jaffator ein frühes Tag überflüssig Bier an, denn der Tag ist heiß und von Coals-amerikanischen Kalkfäden wird soeben telephonisch gemeldet, daß ein fri-scher Schab mit 20 Autos die Vergrüßte passiert habe. — Die schwarzen Hotelboys drängen sich ihre fett-glänzenden Haare zurecht zum Aufwecken am Pottel, und Ritter Engels Original-Regenjacke-Poppe stürmt bereits die Instrumente.

William Warron.



„Gustav mit der Hupe“ und „Emil“, Hans Joachim Schaufuss und Rolf Wenckhaus in dem Ufa-Tonfilm „Emil und die Detektive“, der nach dem erfolgreichen Werk unter der Regie von Gerhard Lamprecht gedreht wurde.



Hans Albrecht Löhr, der jüngste der Detektive in dem Ufa-Tonfilm „Emil und die Detektive“



Der Dreieck der Detektive. In der Mitte Rolf Wenckhaus als „Emil“, links Ernst Eberhard, rechts Hans Joachim Schaufuss in dem Ufa-Tonfilm „Emil und die Detektive“

Aus dem prächtigen Jungenfilm der Ufa „Emil und die Detektive.“

Das aparte Kleid **Busch** nur von **Busch** Das schicke Kostüm, den schönen Mantel **Busch** nur von **Busch**

Busch Damen- u. Mädchen-Kleidung **Busch** PRAG PŘÍKOPY 27 (Mitte d. Grabens) 27 nur 1. Stock, Eingang unten im Hause

en gros & en detail EIGENE ERZEUGUNG

Mitteilungen aus dem Publikum.

Zommerfrische Kothaus bei Graslitz (Erzgebirge), ruhige, waldreiche Gegend von hoher landschaftlicher Schönheit. Bequeme Spaziergänge nach allen Richtungen im Hochwald. Preise für Wohnung und Verpflegung mäßig. Auskünfte und Prospekt senden über Verlangen das Gemeindevamt. 1525

Wie Sand am Meer werden hustenstillende Juckerl u. dgl. angeboten, so daß der Verbraucher, der den Arzt nicht zu Rate zieht, schwer das Richtige findet. Es sei dem Leser ins Gedächtnis zurückgerufen, daß Lakrosol-Tabletten vom Arzte zur Hygiene von Mund und Hals bei Erkältungskfällen, Raucherbeschwerden usw. vieltausendfach verordnet werden. Der Late merke sich: Nur Stimme-, Mund- und Halslaktulose, nicht Lakrosol-Tabletten nur. Beachten Sie das heutige Inserat. 1193

In Trauerfällen finden Sie, Gnädigste, jegliche Trauer-Kleidung (Kleider, Mäntel, Kostüme, Complots) für jede — auch die stärkste Figur —, in der separaten Trauer-Abteilung der Firma Busch, Damen- und Mädchen-Kleidung en gros und en detail, Prag, Příkopy (Mitte des Grabens), nur 1. Stock, Eingang im Hause. Auch mittags geöffnet. 1528

Frühling im Hinterhof.

Im Hinterhof lüftet sich der Frühling nicht „mit Brausen“ an. Kein Gras sprießt zwischen den Blätterheirigen, weil gar zu viel Höhe täglich darüber hinwegweht. Und wenn irgendwo ein kümmerliches Sämlingchen steht, so muß es sich seine Kraft so mühselig aus der verdauten Erde holen, daß es nur sehr langsam zum Grünen kommt.

Und doch merkt man es auch hier, sogar stärker als anderswo, wenn es Frühling geworden ist. Plötzlich sind alle Fenster weit geöffnet und blaulich gepupst. Seiten unten sich im ersten Strahl, der für eine kurze Stunde übers Dach gewandert kommt, und der Hof ist voller Kinderlärm.

Denn man hat den ganzen Winter über besonders gespannt auf den Frühling gewartet. Deshalb verpaßt ihn hier niemand. Einer reißt morgens das Fenster auf, gleich ist das für die anderen ein Signal: nun heraus mit dem Frost, mit der frischen Freude aus den Wänden, aus den Betten, aus den Kleidern.

Man erlebt den Frühling nur an der Luft, nur an dem blauen Sonnen, das in den Hof hinauskam. Und an dem Sämlingchen, das vielleicht irgendwo in einer Ecke steht. Die Mauern bleiben weiter schattig, kühl, der Hof weiter aus nachtem Stein. Aber man begrüßt den Frühling inbrünstiger als er jedes Jahr von denselben Zugvögeln an der Riviera begrüßt wird.

Es dauert ja auch nicht lange. Der Sommer ist schon wieder eine Qual im Hinterhaus. Die Hitze bräut zwischen den Mauern, die Luft ist stickig, der Müllkasten verpestet die Luft. Und der Baum läßt seine Blätter traurig und düstend dängen. Im August schon gibt es auf und derweilt. Er braucht einen langen Schlaf, um im Frühling Kraft zum Spritzen zu haben.

Die Menschen um ihn herum aber brauchen einen langen Frühling, um Kraft zum Weiterleben zu haben. Lana.

Kuckuck 30 Groschen 30 Pfennig 30 Rappen 1-60 L.K.

Die größte illustrierte Wochenschrift erscheint jeden Sonntag überall erhältlich

PRAGER ZEITUNG.

Gerichtssaal

Noch kein Urteil gegen Prof. Bunder.

Zusatzübertragung im Raabener Verleumdungsprozess. Prag, 26. März. Der Raabener Professor Dr. Bunder, der unter der Anklage steht, drei seiner Kollegen sowie den dortigen Arzt Dr. J. J. durch eine Falschmeldung an die Prager Polizeidirektion der Spionage zugunsten Deutschlands und Sowjetrußlands fälschlich beschuldigt zu haben, sollte heute nach dreimaliger Verlegung der Verhandlung sein Urteil empfangen.

Die Sachverständigen haben nochmals das alte, wie auch neu eingefordertes Schriftmaterial auf sorgfältige Überprüfung und gleichzeitig wurden die Gerichtsärzte zu einer Keuführung darüber aufgefordert, ob Prof. Bunder in der fraglichen Zeit körperlich imstande war, eine so lange Eingabe persönlich niederzuschreiben. Er stellt diese Möglichkeit in Abrede, da er im Frühling 1929 einen Selbstmordversuch durch Erhängen begangen hatte und infolge dreier schwerer Kopfverletzungen das ganze Jahr hindurch außer Bett gezwungen sei, so daß er überhaupt nicht zu schreiben vermochte. Die ärztlichen Sachverständigen erklären diese Angabe als nicht wahr-scheinlich. Die Währungsrechnungen hätten vor allem die linke Körperseite betroffen. Er habe ohne weiteres auch die längsten Briefe abfassen können.

Die Schriftsachverständigen Adv. Hlenderka und Dr. Lantani hatten ein neues eingehendes Gutachten erstattet, das angeblich zu seinem neuen Resultat gelangt. Da der zweite Sachverständige Lantani wegen ernstlicher Erkrankung nicht erschienen war und der Verteidiger auf seiner persönlichen Anwesenheit beharrte, mußte die Verhandlung, die im übrigen bereits reif zur Urteilsfällung war, noch einmal auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Die Verteidigung stellte noch eine Reihe von Weisungsanträgen, die insgesamt als belanglos abgelehnt wurden. Die behördlichen Personalanweise bemerken, daß gegen den Angeklagten sonst nichts Rechtliches vorliegt, doch sei er als Sonderling und ungeliebter Mensch bekannt. 26.

Kunst und Wissen

Uraufführung „Wirbel in der Fieberdrüse“. Nach dem Erfolg des „Lager“ haben der „Deutsche literarisch-künstlerische Verein“ und die „Concordia“ durch Vermittlung des Reilin-Verlages, Baden-Baden, die Uraufführungsrechte der dramatischen Grotzke „Wirbel in der Fieberdrüse“ von Walter Zedel und S. W. erworben. Diese literarische Schöpfung demonstriert die Folgen der mörderischen Epidemien der Heißhunger. Die Aufführung findet in der zweiten Aprilhälfte auf der Bühne des „Mozartsaal“ statt. In den Hauptrollen: Kerner, Walter Zedel, Frau von Kerschlin, Vertman, Veitgeb. Spielleitung: Böslin, Telortonen: Emil Birhan.

Heute: „Faust“ 1. Teil. Anfang pünktlich halb 7 Uhr (134-11).

Morgen: „Die Meisterfänger von Nürnberg“. Dirigent: Max Rudolf. Anfang 6 Uhr (135-11). Ensemblespiel Max Vallenberg: „Eins, zwei, drei“. „Die Nemo-Bank“. Max Vallenberg wird Samstag, den 2. April, und Sonntag, den 3. April, mit eigenem Ensemble gastieren. Am ersten Abend gelangt „Eins, zwei, drei“ von Molnar zur Aufführung; am zweiten Abend findet die Premiere von „Die Nemo-Bank“ von Bernheim statt. Beide Abende bei ausverkauftem Abonnement. Anfang halb 8 Uhr. „Mikado“. Neues Deutsches Theater, am 9. April. Vorbestellungen Telefon 52821.

Concordia-Gesellschaft. Kleine Bühne, am 6. April. Arbeitervorstellung „Marquis von Keith“, eines der berühmtesten und bühnenwirksamsten Schauspielwerke von Frank Wedekind, am Sonntag, den 10. April, um halb 8 Uhr nachmittags im Neuen Deutschen Theater. Karten täglich von 8-2 und 4-6 Uhr bei Optiker Deutsch, Graben, Palais Koruna.

Wochenplan des Neuen Deutschen Theaters. Sonntag, 2 Uhr: „Madame Dubarry“; halb 7 Uhr: „Faust“ (134-11). — Montag, 6 Uhr: „Die Meisterfänger von Nürnberg“ (135-11). — Dienstag, halb 8 Uhr: „Madame Dubarry“ (136-11). — Mittwoch, halb 7 Uhr: „Faust“ (137-11). — Donnerstag, halb 8 Uhr: „Der Freischütz“ (138-11). — Freitag, halb 8 Uhr: „Kabale und Liebe“ (139-11). — Samstag, halb 8 Uhr: Max Vallenberg: „Eine gute Empfehlung“. „Eins, zwei, drei...“ — Sonntag, 11 Uhr: Kammermusik; 2 Uhr: „Faust“ (S.-S.-Arbeitnehmer); halb 8 Uhr: „Nemo-Bank“ (Max Vallenberg). — Montag, halb 7 Uhr: „Faust“ (140-11).

Wochenplan der Kleinen Bühne. Sonntag, 3 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“; 8 Uhr: „Die ungelähmte Eva“. — Montag, 8 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“. — Dienstag, 8 Uhr: „Rina“ (Abonnement). — Mittwoch, 8 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“ (Abonnement). — Donnerstag, halb 8 Uhr: „Diktatur der Frauen“. — Freitag, halb 8 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“ (Kulturverbandsfreunde). — Samstag, 8 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“ (Abonnement). — Sonntag, 3 Uhr: „Antimitäten“ (Abonnement); 8 Uhr: „Die ungelähmte Eva“ (Abonnement). — Montag, 8 Uhr: „Der Mann mit den grauen Schläfen“ (Abonnement).

Der Film

Conrad Veidt als Kaputin.

Keinem andern deutschen Schauspieler des Films konnte man den Kaputin in Filmdarstellung weniger glauben als Veidt; das ist das Eingetragene an diesem Künstler, daß sein Abwärtigen über den engen Rahmen manches schlechten Manuskripts hinweggelommen ist zu wahrer und echter Menschlichkeit. Der Film schildert den Wundermönch und Beherrscher des letzten Jaren vor allem als Quartalsäufer und Franchisewirt ungünstigster Art; schon im Dorf verpöbelt dieser Uebermensch Frau auf Frau und auch am Jarenhof führen alle weiblichen Wege zu ihm auf Lager. In Wirklichkeit dürfte er aber mit dem Petersburger Normalmaß der Ausdehnung ganz zufrieden gewesen sein und daß der Film gerade diese historische Unwahrscheinlichkeit zur Grundlage der Verhöhnung gegen Kaputins Leben nimmt, ist das Unmöglichste dieses Films. Kaputin ist hier nicht jener literale Boyfist, der von der Militärpartei, die gegen den Jaren revolviert, ermordet wird, sein Filmpositivismus entpringt dem Alkohol und Wahn — hier trifft sich deutsche Produktionsmoral mit der Frankreichs im „Ende der Welt“. — Aber wie dem auch immer sei, der „Böse“ wird eben zur Zeit getötet, er wird die schönen und unerschöpflichen weiblichen Kammern Petersburgs nicht mehr desorientieren; was man um der Damen willen tief bedauert, denn so einen Franchiser, wie ihn Veidt diesmal darstellt, wird man kaum finden. Seine Ueberlegenheit über die ganze Umgebung ist unübersehblich gemint; nach allem hat man Veidt so leicht gelobt, so bewundernd in jeder Geste und so variabel in der Maske gesehen; keine Fröhlichkeit hat das richtige idiosynkratische Maß, nur reißt auch sein Abwärtigen nicht mehr aus, die lächerlichen Weiber-geschichten mit Politik ertraglicher zu machen. Vikan-

tes Hofmännchen könnte vielleicht auch heute noch stehen, wenn es besser dargestellt würde: aber Paul Otto ist als Jar zu farblos, die Jarin der Derrmine Stierler darf sich nicht rühren, Ernst Reicher muß eine Ministertruppe geben, Carl Ludwig Diehl, gibt den Fürsten Julijoff nach gezeichnet, ohne das natürliche Gegengewicht zu Kaputin zu werden, Theo Scholl versucht aus der Rolle des kleinen Verhörsleitnants und des trogenen Bräutigams etwas mehr zu machen, als der Regisseur Adolf Troj vorzulegen hat. Der Hauptfehler des Films ist, daß alle Arbeit an Veidt gerammt und daß dabei das Risiko vergessen wurde. Aber ein Film, der in seiner Fabel unwahr und verlogen ist, kann auch vom genialsten Darsteller nicht mehr gerettet werden. In den weiblichen Hauptrollen sieht man Charlotte Ander und Brigitte Hornier; die Konten sind ganz gut, nur die Dorfstraßen im Winter, die mangelhafte Beleuchtung mancher Interieurs und die tondeklonelle Ausstattung wirken auch peinlich. Besonders abstoßend ist die Schlußzene, wo Kaputin von den Verhörsleitnants wie eine Zielscheibe mit Angeln durchbohrt wird; zu dieser Realität gibt die Kulisse des Films keine Berechtigung. Lebendiger bleibt noch immer Conrad Veidt, wiewohl er auch etwas ganz anderes spielt, als der Umgebung entspricht. B. 29.

Sport • Spiel • Körperpflege

Schaffenskraft der Naturfreunde.

Es gab eine Zeit, und sie liegt nicht allzuweit zurück, da konnte der Arbeiter keine Ferien und also noch jähren wirtschaftlichen und politischen Kämpfen zugewandert errungen wurden, da machte man vielfach nicht den rechten Gebrauch von der so mühsam erkämpften Freizeit. Allmählich erst wurde der Wert einiger Tage ungebundenen freien Anstehens drängen in der Natur erkannt, und heute sind wir glücklicherweise, daß nicht nur die Förderung auf Freizeit allgemein vorherrscht, sondern das Schwergewicht der Förderung bereits auf das „Ausreichende“ verlegt wurde.

Da ist es nun nicht zu leugnen, daß die große internationale Wandertorganisation „Die Naturfreunde“ all die Jahre her mit an erster Stelle den Freizeitgebanfen propagierte und in hervorragendem Maße die richtige Anwendung dieser Freizeit vorbildlich in die Wege leitete und ermöglichte.

Unter welcher unglücklichen Mühen und Opfern dies geschah, ist kaum auszubedenken. Hier feierte und feiert noch der so oft fälschlich totgelagte Idealismus keine Triumphe. Niemand spricht davon, und doch stehen schon viele Dämonen, von denen das Zeichen der solidarisch verschlungenen Hände grüßt. Opferfinn und Gemeinschaftsgeist erfüllt in fast jedem Falle höchste Anspannung von der Erwerbung des Grund und Bodens an bis zur Fertigstellung des in freien Stunden selbstgeschriebenen Hauses.

Hier ist breiter Raum gegeben dem Menschen mit gutem Willen zu wirklich sozialistischem Denken und Tun. Und niemand macht den „Naturfreunden“ den Stolz darüber freitig, den sie empfinden, daß die Früchte solcher Erziehung zum solidarischen Handeln, zum Gemeinschaftsgeist, sich immer mehr und mehr auswirken.

Es wäre zu wünschen, daß solche Erkenntnis all denen zuteil wird, die durch gleiche Klassenzugehörigkeit mit uns verbunden und durch gleiches Wollen und Zielstreben mit uns einig, dennoch absichts stehen und gehen und nicht zu wissen scheinen, daß die Arbeit der Naturfreunde nachhaltigste Förderung verdient.

Es sollte sich der einzelne nicht nur auf die „Naturfreunde“ und ihre gemeinnützigen Einrichtungen besinnen, wenn just die Zeit der Ferien gekommen, sondern sich in richtiger Konsequenz einer der in allen größeren Orten bestehenden Ortsgruppen als Mitglied anschließen.

Aber auch all andere Korporationen, Gewerkschaften und sonstige Vereinigungen sollten mit sich zu Rate gehen, ob sie nicht der Organisation der „Naturfreunde“ mehr unterstützende Sympathie zuwenden wollen. Alle Aktion vor dem Welt der deutschen Jugendberbergen, wir freuen uns sehr und freudig ihrer aufsteigenden Entwicklung. Was uns aber von ihnen unterscheidet, ist, daß wir willens sind, der Arbeiterfamilie mit Frau und Kind Ferienheime zu schaffen und diese selbst errichten im Vertrauen auf die Kraft vom Sozialismus befeuert Menschen.

Und was Naturfreunde bisher leisteten, gibt Gewähr, daß aus all dem ihnen gewordenen Zu-

BAUUNTERNEHMUNG

FÜR HOCH- UND TIEFBAUTEN

N. RELLA & NEFFE

GESELLSCHAFT M. B. H.

Tel.-Nr.
25676, 37493

Zentrale in Prag II., Smečky Nr. 30.

Tel.-Nr.
25676, 37493

FILIALEN in Aussig a. E., Teplitzerstraße 41, Karlsbad, Haus „Edelweiß“, Marienbad, Haus „Hubertusburg“,
Reichenberg, Karlsgasse 22, Gablonz a. N., Lerchenfeldergasse 66, Olmütz, Proßnitzerstraße 9.

BETONBAU :

Eisenbeton
Fundierungen
Behälter
Schornsteine
Betonstrassen

1919

HOCHBAU :

Oeffentliche Gebäude
Siedlungen + Industrie-
anlagen + Wohnhaus-
bauten + Geschäftshäuser

WASSERBAU :

Wasserversorgung
Kanalisation + Tal-
sperren + Meliorationen
Installationen

TIEFBAU :

Strassenbau
Brückenbau
Schachtbau
Regulierungen
Beräumungsarbeiten

BANKHAUS

PETSCHEK & Co.

PRAG II.,
BRĚDOVSKÁ 18.

TELEGRAMM-ADRESSE: PETSCHÉKOMP.